

MODELLE



ÖSTERREICHISCHES STUDIENFÖRDERUNGSWERK

PRO SCIENTIA

READER ZUR
SOMMERAKADEMIE 2015

Modelle

Beim Thema Modelle habe ich gleich an eine Form der Kunst gedacht, bei der Modelle eine wichtige Rolle spielen, und das Zentrum für Bildhauerei in Wien besucht. Ein Bildhauer schafft Modelle aus Wachs, Ton oder Gips, um nach deren Abbild erneut Modelle aus robusten Materialien zu erstellen: Teilbilder der Realität oder Phantasiegebilde für (noch) nicht existente Formen, die erdachte Figuren greifbar machen, sie letztendlich modellieren. An der Stelle sei Reinhard Winter herzlich gedankt, der mir diese Insel der lebenden Steine - das „Arteum“ - gezeigt und mir die faszinierende Welt der Bildhauerei ein wenig erklärt hat. Nicht zuletzt freut es mich, seine aktuelle Arbeit gesehen zu haben, mit der er mir für das Coverbild selbst Modell stand.

KAROLINE KÖSTER, PRO SCIENTIA Geförderte, Wien

Impressum

Österreichisches Studienförderungswerk PRO SCIENTIA
MMag. Lisa Simmel, Geschäftsführerin
Otto Mauer Zentrum, Währinger Str. 2-4; 1090 Wien, e-mail: office@proscientia.at

Die Verantwortung für den Inhalt der Beiträge liegt bei der Verfasserin/dem Verfasser.

Cover: Karoline Köster, Wien
Druck: leistbar KG

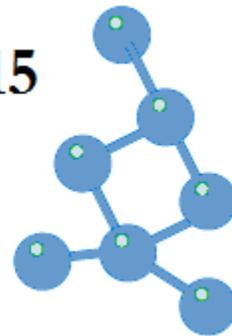
ÖSTERREICHISCHES STUDIENFÖRDERUNGSWERK
PRO SCIENTIA

READER

PRO SCIENTIA SoAk 2015

MODELLE

Celje, Sept 4-10



**PRO SCIENTIA dankt
allen Privatspendern und Spenderinnen,
Mitgliedern sowie den
Sponsoren und Förderern,
die unsere laufende Bildungsarbeit und
die Sommerakademie ermöglichen!**

Österreichische Bischofskonferenz



Inhaltsverzeichnis

Thomas Seissl, Innsbruck Die „Erfindung“ des wissenschaftlichen Modells Zur Begründung von Vernunft und Wissenschaft in der griechischen Philosophie	Seite 9
Andreas Wildner, Wien Das Modell der Entrepreneurial University aus der Perspektive eines Musikstudenten	Seite 15
Bernhard Gruber, Linz Von der Idee zum Produkt – Forschung, Entwicklung und Innovationen	Seite 23
Marlene Brosch, Graz Familienmodelle im Wandel?	Seite 27
Michaela Neulinger, Innsbruck Heterogenität von Raum und Zeit Chancen und Gefahren eines Modells pluraler Gesellschaften nach Talal Asad	Seite 33
Karoline Köster, Wien Bilder: Modelle der Abgötterei und ein „Greuel vom Werk des Satan“? Über das Bilderverbot im Islam	Seite 37
Maria Anegg, Innsbruck Modelle	Seite 43
Jasmin Degenhart, Salzburg/Wien Utopien literarisch (er-)schaffen und rezipieren EIN GEDANKENABRISS	Seite 45
Marion Dotter, Wien Modelle des Friedens im 18. Jahrhundert zwischen philosophischer Utopie und politischer Realität	Seite 53
Markus Debertol, Innsbruck Megären, Mönche und... Modelle? Ein Versuch	Seite 63
Kamila Kusmieriek, Wien Von "Smells Like Teen Spirit" zu "Overblown" - der fulminante Aufstieg des Grunge zu einem Musikmodell	Seite 67
Theresa Elisabeth Rosinger-Zifko, Graz/Wien Dissertationsprojekt als Modell Ein Erfahrungsbericht über Arbeitsphasen einer Dissertation	Seite 77

Thomas Seissl, Innsbruck

Die „Erfindung“ des wissenschaftlichen Modells

Zur Begründung von Vernunft und Wissenschaft in der griechischen Philosophie¹

Erfindungen haben es an sich, als etwas originär Neues angesehen zu werden, das es zuvor in dieser Form noch nicht gab. Sie gelten allgemein als genuine Lösungsleistung eines technisch-praktischen Problems oder einer Fragestellung, die vor ihrer erfinderischen Lösung mit alternativen und als praktisch schlechter beurteilten Mitteln gelöst wurde; oder umgekehrt: die Erfindung stellt erst jene technischen und theoretischen Mittel bereit, die für eine bekannte Problemlösung eingesetzt werden. Und so kann auch gesagt werden, dass in einer etablierten Handlungs- und Wissenskultur *ex eventu* zur Erfindung alternative oder gar konkurrierende Lösungsansätze als nicht mehr tragfähig, teilweise als nicht mehr vorstellbar oder irrational, erscheinen mögen und daher verworfen werden. So mag es etwa für unsere prähistorischen Vorfahren, nachdem einmal die Kunstfertigkeit erlernt war, eigenständig Feuer zu entfachen, unnachvollziehbar erschienen sein, ausschließlich das natürliche Licht des Tages zu nutzen. Und so mag es auch für die Menschen nach der Entdeckung, dass man Metalldrähte durch den galvanischen Strom zu heller Glut bringen kann, irrational erschienen sein, auf Feuer als Lichtquelle zurückzugreifen.

Ähnlich verhält es sich auch, wenn wir über die „Erfindung“ der Wissenschaft in diesem Sinn sprechen wollen. Wir können uns unsere Lebenswelt, deren erfolgreiche tägliche Handlungspraktiken von wissenschaftlich-technischen Erfindungen abhängig sind, ohne wissenschaftliche Denk- und Erkenntnisweise nicht mehr vorstellen. Auf Wissenschaft zu verzichten, erschien uns - wie dem prähistorischen Menschen in eine Welt ohne Feuer oder dem Menschen des 19. Jahrhunderts in eine Welt vor Edison - in eine archaische Irrationalität zurückzufallen. Wir behaupten dabei, dass das, was Wissenschaft für uns in einer westlich-europäischen, aufgeklärten und demokratischen Kultur auszeichnet, im Wesentlichen vom antiken Griechenland ererbt ist. Das antike griechische Denken definierte *in nuce* das, was wir heute unter Wissenschaft verstehen; die Griechen hätten Wissenschaft in diesem Sinn „erfunden“.

So können wir ein beliebiges philosophiegeschichtliches Werk aufschlagen und das, was dort über den Anfang des philosophischen Denkens behauptet wird, auf eine allgemeine Wissenschaftsgeschichte übertragen. Wir lesen darin Folgendes:

„Die Philosophie muß als genuine Leistung des Griechentums gelten. Die Griechen haben zahlreiche Einflüsse anderer Kulturen aufgenommen: Sie profitierten von ägyptischer und sumerischer Mathematik, Mythen des Vorderen Orients fanden ihren Niederschlag im griechischen Denken, religiöse Vorstellungen aus Thrakien drangen in Griechenland ein, wo sie in der Orphik mit ihrer Gegenüberstellung von Leib und Seele und ihrem Glauben an jenseitige Folgen menschlicher Verhaltensweisen weiterwirkten. Die Griechen begnügten sich aber nicht mit

besonderen Erkenntnissen, sondern sie trachteten, Einzelerkenntnisse zu systematisieren, wie sich besonders deutlich in der Geometrie zeigt. Gleichzeitig suchten sie Erkenntnisse, die in einem bestimmten Bereich gefunden wurden, nach Möglichkeit zu verallgemeinern, wofür die Kosmologie die eindrucksvollsten Beispiele liefert. Hier führten Erklärungen des Entstehens von Dingen in der Welt rasch zu der Frage, wie die Welt insgesamt entstanden sei. Die Tendenz zur systematischen Verknüpfung und zur Verallgemeinerung von Erkenntnissen veranlaßte die frühen griechischen Denker dazu, die von außen empfangenen Anstöße durch Einbeziehung in neue theoretische Zusammenhänge umzubilden und von hier aus zu neuen Erkenntnissen vorzudringen.“²

Was also allgemein behauptet wird, ist nicht, dass auf das griechische Denken die Fähigkeit der Formulierung theoretischer Behauptungssätze zurückgeht – theoretische Behauptungssätze haben auch die Ägypter und Sumerer in der Arithmetik und Geometrie, die Stämme Israels in der theologischen Geschichtsschreibung, die Babylonier in der Rechtssetzung formuliert –, sondern dass wir dem antiken Griechenland eine eigenständige Denk- und Formulierungsweise als wahr anerkannter Behauptungssätze verdanken, die wir heute als „wissenschaftlich“ bezeichnen.

Was aber berechtigt uns zu dieser Bezeichnung? Ich möchte in meinem Aufsatz die These vertreten, dass das antike griechische Denken eine Form *sui generis* der Formulierung von Behauptungssätzen hervorgebracht hat, die sich radikal von anderen theoretischen Behauptungssätzen unterscheidet und die wir heute zurecht als „wissenschaftlich“ bezeichnen. Etwas verkürzt könnte man auch sagen: Die eigentliche Erfindung der Griechen war die Formulierung theoretischer Behauptungssätze in einem wissenschaftlichen Modell.

Was aber ist es, das diese, von uns als genuin „wissenschaftlich“ bezeichnete Formulierungsweise von anderen, nicht-wissenschaftlichen Behauptungssätzen unterscheidet und wir etwas ungeprüft als „wissenschaftliches Modell“ bezeichnet haben? Bevor wir dieser Frage nachgehen können, müssen wir einen Schritt zurücktreten und einen ersten methodischen Einwand klären.

I Die Schwierigkeit des Anfangs

Anfänge zu machen, ist oft schwierig. Ebensolche festzustellen, kann mitunter noch schwieriger sein. Wie wir bereits gesehen haben und es dem historisch arbeitenden Geisteswissenschaftler wohl bekannt ist, lassen sich historische Ereignisse nicht *ex nihilo* lokalisieren; sie finden in einem historischen Raum unter der Voraussetzung anderer historischer Ereignisse statt und lassen sich auch nur so bestimmen. Wenn wir über den Anfang eines

historischen Ereignisses sprechen, so wäre es wohl unredlich, dessen Vorgeschichte unerwähnt zu lassen. Anfänge verlieren sich in weiteren Anfängen und so fort. Auch in unserem täglichen Handeln machen wir die Erfahrung, dass Handlungen nicht einfach „da sind“, sondern unter bestimmten Voraussetzungen und Bedingungen gesetzt werden und auch nur so rekonstruiert werden können. Und zugleich sehen wir, dass, wenn Handlungen einmal gesetzt oder Ereignisse eingetreten sind - wir erinnern uns an das Beispiel mit der Entdeckung des Feuers oder der Erfindung der Glühbirne -, es für uns irrational wäre, deren Eintritt zu ignorieren. Anfänge verlieren sich also in weiteren Anfängen und werden von Entwicklungen fortgetragen, sodass der Eindruck einer Art von geschichtlichem Kontinuum ohne erkennbaren Anfang oder Ende entsteht.³ Ist es demnach nicht vermessen, von einem „Anfang“ der Wissenschaft zu sprechen? Wenn wir über den Anfang der Wissenschaft im antiken Griechenland sprechen, ist es schließlich nicht so, als würden wir vom „Anfang“ der scholastischen oder vom „Anfang“ der Newton'schen Wissenschaft sprechen. Vielmehr steht hier die Frage nach der Möglichkeit von Wissenschaft überhaupt im Raum.⁴

Aus der Tatsache aber, dass wir nach dem Anfang der Wissenschaft bei den Griechen fragen, muss sich nicht zwingend ergeben, dass es sinnlos ist, nach einem solchen Anfang zu fragen, weil wir in unserer Weltdeutung immer schon mit der Möglichkeit von Wissenschaft hermeneutisch umzugehen haben. Wenn hier vom wissenschaftlichen Denken die Rede sein soll und wir uns selbst im Rahmen dieses Denkens nach dessen Anfängen fragen, sollten wir uns vielmehr eingedenk sein, dass diese Frage nicht nur von wissenschaftshistorischem, sondern auch und in erster Linie von wissenschaftstheoretischem und systematischem Interesse ist. Das antike griechische Denken im Unterschied zum ägyptischen, sumerischen, babylonischen oder christlich-jüdischen als „wissenschaftlich“ zu klassifizieren, bedeutet schließlich, selbst ein Kriterium für Wissenschaftlichkeit festzulegen. Die Unterscheidung zwischen „wissenschaftlichem“ und „nicht-“ oder „vor-wissenschaftlichem“ Denken stellt nicht den Anspruch, eine Grenze zwischen Rationalität und Irrationalität, zwischen Wahrheit und Falschheit im Generellen ziehen zu können, sondern lediglich auf eine Festlegung auf eine Art des Denkens, die wir eben als „Wissenschaft“ verstehen wollen und wie wir „Wissenschaft“ verstanden wissen wollen.

„Im Kern kommt es [...] darauf an, zu begreifen, daß in der (Geschichte der) griechischen Philosophie und Wissenschaft ein wesentliches Stück unseres philosophischen und wissenschaftlichen Selbstverständnisses beschlossen liegt. Denn wenn es richtig ist, daß uns [...] das griechische Denken historisch und systematisch einholt, unsere Form des Denkens durch die griechische Form des Denkens festgelegt ist, dann erforschen wir uns selbst, wenn wir das griechische Denken erforschen.“⁵

Die Erörterung der Frage nach dem Anfang der Wissenschaft im antiken Griechenland ist im Wesentlichen also eine Frage nach unserem eigenen Verständnis und unserer normativen Charakterisierung von Wissenschaft. Es gilt daher zu fragen, was das antike griechische Denken im Gesamten auszeichnet und durch welches Unterscheidungskriterium wir von einem griechischen Denken – wie wir es zunächst nannten – im „wissenschaftlichen Modell“ im Unterschied zu anderen Formen

des Denkens sprechen können. Noch einmal also die Frage: Was ist das unterscheidend „wissenschaftliche“ des griechischen Denkens? Diese Frage versuche ich am Beispiel des platonischen Wissensbegriffs zu klären.

II Der platonische Wissensbegriff

Wenn von Wissenschaft gesprochen werden soll, so setzt dies voraus, dass zu allererst etwas vorhanden ist, das in einer Gesellschaft begründet als Wissen gelten kann.⁶ Die Frage nach der Begründung von Wissenschaft, stellt also die philosophisch noch anspruchsvollere Frage, was Wissen ist. Bei dem dabei vorausgesetzten Wissen kann es sich um einen Behauptungssatz wie „Die Erde umkreist die Sonne.“ oder auch um eine Menge solcher Behauptungssätze handeln, die als wahr und daher als Wissen anerkannt werden und auf die sich wiederum Wissenschaft als ihr Objekt bezieht und die die Wissenschaft mit eigenen Methoden zu prüfen hat. Bevor also die Frage zu klären ist, was Wissenschaft auszeichnet und welches Kriterium für Wissenschaftlichkeit im griechischen Denken ausfindig gemacht werden kann, ist die noch fundamentalere Frage zu klären, unter welchen Bedingungen Behauptungssätze als Wissen gelten können.

Die ideenkritischen platonischen Dialoge der Mittel- und Spätphase kreisen genau um diese Fragestellung. Das philosophische Problem, mit dem sich die platonischen Dialoge dieser Phase beschäftigen, lässt sich vielleicht am besten mit der Frage charakterisieren, wie es möglich ist, dass wir Wissen über konkrete Gegenstände der Erfahrung behaupten, ohne diese als solche bestimmen zu können. Ein einfaches Beispiel: Wir sehen eine Tanne und sagen: „Dies ist ein Baum.“. Warum aber können wir davon ausgehen, dass i.d.R. alle Gesprächsteilnehmer diese sprachliche Bestimmung verstehen und den gemeinten Gegenstand gleichermaßen identifizieren können, so sich doch unsere Wahrnehmung von Gegenständen und die Gesprächssituation über sie ständig wandelt, d.h. wenn wir mit „Baum“ nicht nur diesen konkreten Gegenstand vor uns, sondern jeden Gegenstand derselben Kategorie bestimmen können? Ebenso gut hätten wir nämlich auch sagen können: „Dies ist eine Pflanze“, „Dies ist ein Kieferngewächs“, „Dies ist eine Tanne“ oder Ähnliches mehr. Anders gefragt: Wie kann allgemeines Wissen über konkrete Gegenstände zustande kommen, wenn wir doch konkrete Gegenstände immer etwas anders wahrnehmen? Wir stehen also vor der Ambivalenz, dass wir einerseits notwendigerweise Sätze mit allgemeinen Ausdrücken über konkrete Gegenstände der Erfahrung formulieren, ohne damit andererseits den betreffenden Gegenstand hinreichend zu bestimmen, weil wir den betreffenden Gegenstand immer auch anders bestimmen hätten können.

Platons Hauptdialog „*Theaitetos*“ zur Frage, wie Wissen über konkrete Gegenstände der Erfahrung zustande kommt, bleibt ohne Ergebnis. Die gesuchte Definition der Kriterien, die erfüllt sein müssen, damit wir zurecht behaupten können, wir hätten Wissen erreicht, wird nicht gefunden. Der erste Definitionsversuch, Wissen sei nichts anderes als Wahrnehmung („οὐκ ἄλλο τι ἐστὶν ἐπιστήμη ἢ αἴσθησις“, *Th.* 151e), wird von Sokrates mit dem Argument zurückgewiesen, dass es doch

einen Unterschied geben müsse zwischen Wahrnehmungsurteilen, die wahr oder falsch sein können, und Wahrnehmungsakten, die *eo ipso* unkorrigierbar sind. Auch den zweiten Definitionsversuch, demzufolge Wissen wahre Meinung sei („ἡ ἀληθὴς δόξα ἐπιστήμη εἶναι“, Tht. 187b), verwirft Sokrates, weil wahre Meinungen auch durch Zufall oder Überredungskunst zustande kommen können. Der dritte Vorschlag schließlich, Wissen sei wahre Meinung mit dem Wissen um eine Erklärung („μετὰ λόγου“, Tht. 201c), scheitert an der Kritik des Sokrates, dass dies eine zirkuläre Definition und daher nichtssagend sei. Damit endet der Dialog aporetisch. Ein von allen Dialogpartnern geteilter Wissensbegriff wird nicht gefunden. Was kann aber dann ein angemessener Kandidat für eine Wissensdefinition sein?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns einem anderen Dialog Platons zuwenden. Im Dialog „*Politeia*“ unterscheidet Platon nämlich deutlich zwischen Satz- und Gebrauchswissens. Mit dieser Unterscheidung gibt Platon vor dem Hintergrund der Frage nach dem Status von nachbildenden Künsten einen Hinweis auf einen platonischen Wissensbegriff: Mit dem Vergleich des Reiters einerseits und des Zaumachers andererseits versucht Platon die Frage zu klären, wie und warum jemand über ein angemessenes Wissen über Erfahrungsgegenstände verfügt (Pol. 601-602).

Einmal ist es der Reiter, der als Reiter selbst die Fähigkeit besitzt zu reiten, indem er diese realisiert und dazu verschiedene Werkzeuge und Instrumente wie Sattel, Zaum und Zügel benutzt. Schließlich ist es aber der Zaumacher, der die Fähigkeit besitzt, einen Zaum so herzustellen, dass er für das Reiten angemessen ist. Wer von beiden verfügt nun über ein angemesseneres Wissen darüber, was ein Zaum ist? Jener, der einen solchen zu bedienen weiß („ἐπίσταται χρῆσθαι“, Pol. 601c), oder vielmehr der, der diesen hergestellt hat („ὁ ποιήσας“, Pol. 601c)? Auf die Frage, was ein Zaum sei, kann der Zaumacher lediglich antworten, es sei ein Stück bearbeitetes Metall einer bestimmten Form und eines gewissen Aussehens; er weiß aber nicht, wie man ihn richtig verwendet. Sein Wissen über den Zaum beruht ausschließlich auf den sprachlichen Angaben des Reiters. Der Reiter dagegen alleine kennt dessen Funktion und weiß, wozu er hergestellt wurde – nämlich, um das Reiten zu ermöglichen. Während das bearbeitete Metall des Zaumachers für sich genommen noch nicht als Zaum gelten kann, erhält es seine Bedeutung erst durch den richtig Gebrauchenden („ὁ χρώμενος“, Pol. 602a). Die Funktion des Zaums, zu der er überhaupt hergestellt wurde, kann auch dann nicht ermittelt werden, wenn der Zaumacher den Zaum genau beobachtet und wahre Sätze über ihn sprechen kann; er bleibt auf der Stufe eines richtigen Glaubens („ἡ ὀρθὰ πίστις“, Pol. 601e) stehen, weil er seine Kenntnisse aus zweiter Hand bezieht. Allein der, der mit einem Erfahrungsgegenstand auch umzugehen weiß, ist *stricto sensu* ein Wissender („εἰδώς“ Pol. 601e).⁷

III Eine platonische Möglichkeit von Wissenschaft

Um auf unsere Frage zu antworten, wie Wissen über konkrete Gegenstände zustande kommt, können wir nun antworten: Wissen über Erfahrungsgegenstände kommt mit ihrem

Gebrauch zustande, wenn der Gebrauchende um ihren richtigen Gebrauch weiß. Was aber ist damit für unsere Rede über konkrete Gegenstände der Erfahrung gewonnen und wann können wir mit Recht behaupten, Wissen über einen konkreten Gegenstand erreicht zu haben?

Um die Frage beantworten zu können, wie es möglich ist, über Gegenstände der Erfahrung mit Hilfe von Sätzen mit allgemeinen Ausdrücken zu sprechen, müssen wir einen Blick auf Platons Ideenlehre werfen, wie sie im Dialog „*Parmenides*“ entwickelt wird. Dort liefert Platon im letzten Argument des ersten Dialogteils das vielleicht wichtigste Argument für die Ideenannahme. Der Redner Parmenides vertritt die Position, die Annahme von Ideen sei abzulehnen, weil Ideen – nach der vorgestellten Skizze des Sokrates zur Ideentheorie – von den seienden Dingen getrennt und daher vollkommen unerkennbar und ohne erkenntnistheoretische Funktion sind. Die Sokratische Version der Ideentheorie muss also scheitern. Der erste Dialogteil kommt zum Ergebnis, dass Ideen keinerlei Funktion im Bereich des Seienden zukommt, weshalb ihre Annahme bestritten werden muss (Parm. 133a-134e). Das im Anschluss daran von Parmenides vorgebrachte Argument scheint die gerade wiedergegebene Position aber wieder erheblich einzuschränken, weil es die Konsequenzen ausführt, die jene akzeptieren müssten, die die Annahme von Ideen ablehnten.⁸ Wenn nämlich jemand behauptet – so führt Parmenides aus –, es gäbe keine Ideen, und er daher auch keine allgemeine Idee für eine konkrete Sache bestimmen kann, dann

„[...] wird er nicht[s] haben, wohin er seinen Verstand (*διάνοιαν*) wende, wenn er nicht eine Idee für jegliches Seiende (*ἰδέαν τῶν ὄντων*) zulässt, die immer dieselbe (*τὴν αὐτὴν αἰ*) bleibt, und so wird er das Vermögen der Untersuchung (*δύναμιν τοῦ διαλέγεσθαι*) gänzlich aufheben (*διαφθερεῖ*).“ (Parm. 135b9-c2)

Das Argument des Parmenides besteht also darin, dass die Ablehnung von Ideen impliziert, keine durchgängige (*τὴν αὐτὴν αἰ*), gedankliche Referenz (*διάνοιαν*) zu haben und daher – wie wir die zweite Konsequenz „*δύναμιν τοῦ διαλέγεσθαι*“ besser wiedergeben –, jede Möglichkeit zur Verständigung überhaupt zerstört ist. Weil aber – so könnte das implizite Argument des Parmenides für die Annahme von Ideen lauten – die Gesprächsteilnehmer offensichtlich gerade über Ideen sprechen und alle Gesprächsteilnehmer eine gedankliche Referenz voraussetzen, müssen Ideen angenommen werden. Was vorerst als Einschränkung des ideenkritischen Arguments eingebracht wird, führt vielmehr zu einem eigenständigen Argument für die Notwendigkeit der Ideenannahme.

Zugleich gibt der Redner Parmenides in der Neuformulierung des Arguments für die Annahme von Ideen, den Ideen eine neue Funktion. Während in der sokratischen Version angenommen wurde, Ideen hätten eine Funktion für konkrete, raumzeitliche Gegenstände, geht Parmenides in seiner Verteidigung der Ideenannahme dazu über, Ideen die sprachliche Funktion der Beschreibung und Unterscheidung im diskursiven Denken einzuräumen. Ideen sind die notwendige Bedingung dafür, sinnvoll mit jemandem über etwas zu sprechen, weil von dem Gesprächsgegenstand Attribute prädiiziert werden können, unter denen alle Gesprächsteilnehmer dasselbe verstehen. Für diese gleichbleibenden Attribute der Dinge stehen die Ideen. Wären

die von den Dingen präzidierten Attribute nicht über die Zeit hin gleichbleibende und würden sich ständig wandeln, so ließe sich gar nichts Bestimmtes mehr denken und daher nichts Bestimmtes mehr sagen. Denn wir können Dingen nur Prädikate zu- oder absprechen, wenn wir diese über die Zeit hinweg bestimmen können, was wiederum voraussetzt, dass einem Ding ein Attribut zukommt, anderen aber nicht.⁹

Modern formuliert, verwandelt sich Parmenides' Begründung für die Annahme von Ideen in ein reflexiv-performatives Argument: Wir nehmen an, wir verstehen unter „Idee eines Dings“ den Terminus für die Voraussetzung, Dingen allgemeine Attribute zu- oder absprechen und daher sinnvoll etwas denken oder über etwas sprechen zu können. So gilt: Jeder, der für sich zum Zeitpunkt t_1 Wahrheit beansprucht und behauptet, es gäbe keine Ideen, widerspricht sich zum Zeitpunkt t_1 selbst. Weil er mit Wahrheitsanspruch etwas behauptet, zeigt er *implicite*, dass er Dingen allgemeine Attribute zu- oder absprechen und daher sinnvoll etwas denken oder über etwas sprechen kann. Der sinnvolle Gebrauch des Ausdrucks „Idee“ gibt dessen notwendige Bedingung wieder: nämlich die Fähigkeit, sinnvoll etwas denken oder über etwas sprechen zu können. Schon die Ablehnung von Ideen setzt voraus, dass man die Aussage „Es gibt Ideen als die notwendige Bedingung der Fähigkeit, sinnvoll etwas denken oder etwas sprechen zu können“ präsupponiert hat.¹⁰

Dieses Argument kann allerdings nur für sich Gültigkeit beanspruchen, wenn wir gleichzeitig voraussetzen, dass die Dialogteilnehmer die annähernd selbe Vorstellung darüber haben, was mit „Idee“ gemeint ist und wie dieser Ausdruck sinnvoll im Gespräch verwendet wird. Der platonische Dialog übernimmt als solcher bereits eine epistemische Funktion. Jedes Wissen um eine Theorie der Ideen setzt ein praktisches Wissen darüber voraus, was man tut, wenn man über Ideen spricht. Dann nämlich lautet das Argument des Parmenides: Die bloße Verständigung über Ideen hat eine gemeinsame Referenz der Sprechergemeinschaft zur Voraussetzung, was bedeutet, dass Ideen angenommen werden müssen. Gleichwohl wird diese Voraussetzung nicht in der Verständigung thematisiert, sondern vielmehr performativ vorausgesetzt. Parmenides' Argument für die Ideenannahme stellt Ideen daher nicht als Gegenstände eines satzhafft vermittelbaren Wissens vor, sondern schreibt der Annahme von Ideen eine reflexive und performative Wissensform zu: Um überhaupt satzhafte theoretisches Wissen zu erreichen, muss sich der Wissende seiner Sprechhandlung zumindest implizit bewusst sein.¹¹

Die theoretische Rede über etwas - für das im Griechischen der Präpositionalausdruck „περι“ eingesetzt wird - gibt funktional an, dass der vorausgesetzte Gesprächsgegenstand eben nur Gegenstand der Sprechhandlung ist und nicht ein Gegenstand irgendeiner anderen Handlung. So sagen wir: „Ich spreche über den Baum.“ nur unter den Voraussetzungen, dass allen Gesprächsteilnehmern bekannt ist, welcher Baum gemeint ist; dass alle Gesprächsteilnehmer wissen, was mit dem Ausdruck „Baum“ gemeint ist und worin sich dieser Ausdruck von anderen unterscheidet; dass alle Gesprächsteilnehmer den gemeinten Baum oder zumindest einen Baum schon einmal gesehen haben etc. Ähnlich macht es einen Unterschied, wenn ich sage „Ich spreche das Wort ‚Baum‘“ oder „Ich spreche über das Wort ‚Baum‘“. Um sinnvoll über ein Wort und dessen Verwendung

sprechen zu können, muss vorausgesetzt werden, dass der Sprechende bereits weiß, wie das gemeinte Wort ausgesprochen werden muss und in welchen Sprechsituationen es sinnvoll Verwendung findet. So würde beispielsweise der Satz „Der Baum hat Kopfschmerzen“ preisgeben, dass der Sprechende die richtige Verwendung des Ausdrucks „Baum“ nicht kennt, und sich in jedem sinnvollen Gespräch als sinnlos erweisen.

Der präpositionale Ausdruck „über“ (περι) gibt also an, dass wir in der Sprechhandlung „über etwas“ explizit thematisieren, was in praktischen Vollzügen bereits implizit vorausgesetzt werden muss. Die theoretische Thematisierung, worüber gerade gesprochen wird, stellt ein theoretisches Wissen dar, das dem Gebrauchswissen der sinnvollen Verwendung eines Ausdrucks immer nachgeordnet ist. Die theoretische Rede „über etwas“ kommt daher zu dem praktischen Wissen, was mit einem Ausdruck gemeint und wie er richtig zu gebrauchen ist, erst in einer späteren Reflexion hinzu und kann nie vollständig das thematisieren, was in der Sprechhandlung performativ bereits vollzogen worden ist.

IV Das wissenschaftliche Modell: ein griechisches?

Wir fassen das Wichtigste aus den Untersuchungen des platonischen Wissensbegriffs zusammen: 1) Wissen reduziert sich nicht auf wahre Sätze, auch wenn wir diese (gut) begründen können, so zeigte der „*Theaitetos*“. 2) Wissen ist wesentlich das Wissen um den richtigen Gebrauch des Wissensgegenstandes, wie uns die Analyse der Unterscheidung zwischen Satz- und Gebrauchswissen zeigte. 3) Unsere Rede mit Hilfe allgemeiner Ausdrücke über konkrete Gegenstände der Erfahrung setzt voraus, dass wir wissen, was wir tun, wenn wir einen Behauptungssatz sprechen und wie allgemeine Ausdrücke richtig verwendet werden. Dies konnte mit Hilfe der Rekonstruktion des Arguments zur Ideenannahme im „*Parmenides*“ gezeigt werden. Nun zurück aber zu unserer Ausgangsfrage: Was zeichnet diesen Wissensbegriff als „wissenschaftlich“ im Gegensatz zur bloßen Behauptung wahrer Sätze aus?

Wir haben bereits festgestellt, dass die bloße Behauptung von Sätzen mit allgemeinen Ausdrücken noch nicht als „wissenschaftlich“ klassifiziert werden kann. So kann der einfache, allgemeine Satz „Eine Tanne ist ein Baum“, oder der etwas abstraktere Satz der ägyptischen Mathematik „Das Volumen eines quadratischen Pyramidenstumpfs ist $(a^2+ab+b^2)(h/3)$.“ oder ein Satz der Theologie des Alten Israels wie „Gott hat die Welt aus freiem Willen aus dem Nichts erschaffen.“ oder ein Satz der Physik wie „Zeit ist die Abfolge von Ereignissen.“ usw. der Form nach als begründeter, wahrer Behauptungssatz angesehen werden. Insofern ist der Satz der platonischen Philosophie „Es gibt durchgängige Ideen für jedes Seiende.“ auch nichts anderes als ein solcher Satz, der mit Wahrheitsanspruch behauptet wird.

Entscheidend ist aber nun, wie mit diesem Satz umgegangen wird. Anders formuliert: Das unterscheidend „wissenschaftliche“ des griechischen Denkens ist die Reflexion darauf, wie wir mit Behauptungssätzen gebrauchend umzugehen wissen.

Beispielhaft sei hier noch einmal die Argumentation des „Parmenides“ nachgezeichnet: Dort wird ein Behauptungssatz mit allgemeinen Ausdrücken dadurch widerlegt, dass die impliziten Konsequenzen aufgezeigt werden, die der Behauptende zu akzeptieren hätte, wenn er diesen tatsächlich als wahr behauptet. Wenn man den Behauptungssatz „Es gibt keine Ideen für jegliches Seiende (als notwendige Bedingung dafür, sinnvoll mit jemandem über etwas zu sprechen).“ mit Wahrheitsanspruch behauptet, so muss man zugleich die Behauptung ablehnen „Ich kann sinnvoll über jegliches Seiende denken und sprechen.“, was letztlich in einen Selbstwiderspruch führt.

Wissenschaftliches Denken zeichnet sich im antiken Griechenland also dadurch aus, dass wir wissen, was wir tun, wenn wir allgemeine Sätze als wahr behaupten. Dabei kommt es weniger darauf an, welcher Inhalt eines Satzes als wahr behauptet wird. Schon vor der „Erfindung“ der Wissenschaft bei den Griechen wurden Sätze als wahr behauptet, die wir noch heute zu Recht als wahr behaupten. Was am Beispiel des platonischen Wissensbegriffs gezeigt hätte werden sollen, ist, was das griechische Denken insgesamt als „wissenschaftlich“ von der bloßen Behauptung wahrer Sätze abhebt. Es ist das Denken im „wissenschaftlichen Modell“: Behauptungssätze mit allgemeinen Ausdrücken werden im griechischen Denken - unabhängig von dem darin behaupteten Inhalt - als modellhafte Sprechhandlungen verstanden, die ein praktisches Gebrauchswissen der Verwendung von allgemeinen Ausdrücken allererst voraussetzen. Die wesentliche „Erfindung“ der Griechen war also die Verbindung theoretischer, wahrer Sätze mit der daraus resultierenden Sprechhandlung und ihren performativen Konsequenzen.¹²

Diese Leistung – nämlich die Verbindung zwischen praktischer Sprechhandlung und theoretischer Einsicht in die Wahrheit eines Satzes – ist es, was das griechische Denken von den bisher da gewesenen Erkenntnissen aus Ägypten, Babylon und Israel unterscheidet und das wir bis heute als „wissenschaftlich“ verstehen. Die genuin griechische Einsicht, dass die Behauptung eines wahren Satzes Auswirkungen auf unsere Sprechhandlungen hat (weil damit eine Menge von anderen Behauptungssätzen entfällt, die dann nicht mehr zugleich behauptet werden kann), mit anderen Worten: dass zwischen theoretischen, wahren Sätzen und der Sprechpraxis ein Zusammenhang besteht, ist es, was Wissenschaft bis heute auszeichnet. Die Aufgabe der Wissenschaft besteht bis heute darin, eine kritische und kritikfähige, in sich konsistente und kohärente Sprechpraxis aufgrund von wahren, theoretischen Sätzen zu etablieren, die auf der (griechischen) Überzeugung fußt, dass Sprechpraxis und Denken sich gegenseitig bedingen, verändern und gemeinsam ein Verständnis von Welt und Wirklichkeit manifestieren. Etwas prosaisch ausgedrückt: Die Sprechpraxis theoretischer Behauptungssätze lässt sich anhand des antiken griechischen Denkens als eigene Form der Weltbewältigung verstehen, die die sich andrängende Fülle der amorphen Erscheinungen der Erfahrung zu systematisieren und zu artikulieren versucht.¹³

Damit ist die Frage des unterscheidend „Wissenschaftlichen“ des griechischen Denkens beantwortet: Wissenschaftliche Rationalität konkretisiert sich im antiken Griechenland dort, wo sich die beiden Aspekte der theoretischen Überzeugung

(θεωρία) und ihrer praktischen Artikulation in der Sprechhandlung (πράξις) treffen und bis heute unsere wissenschaftlichen Bemühungen leiten. Weil eben genau dieses griechische Modell von Wissenschaft das unsrige ist, ist auch klar, was es bedeutet, dass wir uns selbst erforschen, wenn wir das griechische Denken erforschen.¹⁴

THOMAS SESSL

GEBOREN 1990 IN RUM BEI INNSBRUCK; 2008-2011: BACHELORSTUDIUM DER PHILOSOPHIE (UNIVERSITÄT SALZBURG); 2012-2015: MASTERSTUDIUM DER PHILOSOPHIE (UNIVERSITÄT INNSBRUCK); MASTERARBEIT ZUM BEGRIFF DES „ALIUD“ IN DER PHILOSOPHIE VON NICOLAUS CUSANUS; SEIT 2014: STUDIUM DER UNTERRICHTSFÄCHER LATEIN UND GRIECHISCH (UNIVERSITÄT INNSBRUCK); GEPLANTES DISSERTATIONSPROJEKT ZUM WISSENSBEGRIFF IN DEN PLATONISCHEN MITTEL- UND SPÄTDIALOGEN; PRO SCIENTIA GEFÖRDERTER SEIT 2011.

¹ Dieser Aufsatz verdankt den Arbeiten von Prof. Dr. Jürgen Mittelstrass (Universität Konstanz) viele wichtige Hinweise, die ich unter anderem seinem Vortrag „Der griechische Anfang von Vernunft und Wissenschaft“ entnehmen konnte, den er am 19.1.2015 am Zentrum für Alte Kulturen der Universität Innsbruck hielt.

² Röd (2009) 35.

³ Mittelstrass (2003) 134f.

⁴ Ders. (1965) 411.

⁵ Ders. (2003) 136f.

⁶ Die lateinische „scientia“ (Wissenschaft) leitet sich vom Verbum „scire“ (wissen) ab; im Griechischen ist es schon schwieriger eine genaue Entsprechung zu finden: Die hierfür passenden Begriffskandidaten „τέχνη“ (Fertigkeit, Kunst, Herstellungswissen) oder „ἐπιστήμη“ (Wissen, Einsicht) sind nur eingeschränkt auf das anwendbar, was wir unter „Wissenschaft“ verstehen.

⁷ Vgl. Damschen (2003) 37-48.

⁸ Vgl. ebd., 59.

⁹ Vgl. ebd., 65ff.

¹⁰ Vgl. ebd. 68f.

¹¹ Vgl. Wieland (1982) 309ff.

¹² Die Tendenz der Verbindung zwischen theoretischen, wahren Sätzen mit der praktischen Realisierung ihrer Konsequenzen qua Sprechhandlung kann an vielen Quellen des griechischen Denkens nachvollzogen werden. Ein solches modellhaftes Verständnis von Wissenschaft lässt sich ohne Zweifel für Thales von Milet nachweisen (vgl. Mittelstrass (2003) 141-145) und im besonderen Maß dann – zeitlich etwas später – für die ausgereifte Wissenschaftstheorie, Logik und Rhetorik des Aristoteles.

¹³ Vgl. Schadewaldt (1978) 475ff.

¹⁴ Vgl. Mittelstrass (2003) 156f.

Literatur

Damschen, Gregor (2003) Grenzen des Gesprächs über Ideen. Die Formen des Wissens und die Notwendigkeit der Ideen in Platons Parmenides, in: ders./ Enskat, Rainer/ Vigo, Alejandro G., Platon und Aristoteles – sub ratione veritatis. FS für Wolfgang Wieland zum 70. Geburtstag, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 31-75.

Mittelstraß, Jürgen (1965) Die Entdeckung der Möglichkeit von Wissenschaft, in: Archive for History of Exact Sciences, Vol.2/5, 410-435.

Mittelstraß, Jürgen (2003) Griechische Anfänge des wissenschaftlichen Denkens, in: Damschen, Gregor/ Enskat, Rainer/ Vigo, Alejandro G., Platon und Aristoteles – sub ratione veritatis. FS für Wolfgang Wieland zum 70. Geburtstag, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 134-157.

Röd, Wolfgang (2009) Der Weg der Philosophie. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert. Band 1: Altertum, Mittelalter, Renaissance (Beck'sche Reihe, 1390), München: Beck.

Schadewaldt, Wolfgang (1978) Die Anfänge der Philosophie bei den Griechen. Die Vorsokratiker und ihre Voraussetzungen. Tübinger Vorlesungen Band 1 (stw, 218), Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Wieland, Wolfgang (1982) Platon und die Formen des Wissens, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Andreas Wildner, Wien

Das Modell der Entrepreneurial University aus der Perspektive eines Musikstudenten

Immer häufiger ist im Kontext universitärer Diskurse von der Idee bzw. dem Konzept der *Entrepreneurial University* (zu deutsch etwa „unternehmerische Universität“) die Rede, einem Konzept, das ursprünglich auf Entwicklungen an Universitäten vor allem in den USA zurückgeht, sich aber seit einiger Zeit auch in Europa einer zunehmenden Bekanntheit erfreut. Dabei spielt dieses Phänomen nicht nur für die Universitäten (und ihre zum Teil autonome Selbstverwaltung) eine Rolle, sondern wird auch auf politischer Ebene wahrgenommen, sodass es sich beispielsweise in politischen Direktiven und Anforderungen, welche an Universitäten gestellt werden, widerspiegelt.¹

Auch in den Diskurs der österreichischen Bildungs- bzw. Wissenschaftspolitik hat das Konzept der *Entrepreneurial University* bereits Eingang gefunden.² Während es auf der Hand liegt, dass Universitäten mit einem hohen Potential an Verwertbarkeit von Forschungsinhalten (etwa die *Technische Universität Wien* oder die *Universität für Bodenkultur Wien*) sich mit diesem Konzept auseinandersetzen, erstaunt es auf den ersten Blick, dass auch Kunstuniversitäten in diesen - bzw. einen durch die Begrifflichkeit „Third Mission“ etwas weiter gefassten - Diskurs miteinbezogen werden, zunächst vor allem die *Akademie der bildenden Künste Wien* und die *Universität für angewandte Kunst Wien*.³ Angesichts dessen stellt sich unter anderem die Frage, ob und in welcher Form auch Musikuniversitäten und ihre Studierenden unternehmerisch sein können bzw. sollten, und wie sich das Modell der *Entrepreneurial University* auf Kunstuniversitäten im Allgemeinen bzw. Musikuniversitäten im Speziellen übertragen ließe.

Entrepreneurship

Um das Modell der *Entrepreneurial University* einordnen zu können, erscheint es notwendig, zunächst zu beschreiben, was *Entrepreneurship* bedeutet bzw. wie es definiert wird. Allgemein gesprochen handelt es sich bei *Entrepreneurship* (zu deutsch „Unternehmertum“) um eine wirtschaftswissenschaftliche Teildisziplin, die sich mit der Gründung von Unternehmen und den daran angrenzenden bzw. damit verbundenen Aspekten beschäftigt. So geht es dabei nicht nur um den tatsächlichen Gründungsvorgang von Unternehmen sondern auch um die Identifikation (bzw. das Erspüren) von potentiellen Märkten, um das Ableiten von Geschäftsideen aus gefundenem Marktpotential, und um die Entwicklung von Geschäftsmodellen. Die Grenze von *Entrepreneurship* (als Disziplin) wird mitunter dort angesetzt, wo Unternehmen von der frühen Entwicklungsstufe des „Start-ups“ in eine langfristig bestehende und erfolgreiche Firma übergehen.⁴

Das heutige Verständnis dessen, was einen Unternehmer ausmacht, geht in hohem Maße auf die Erkenntnisse des österreichischen Ökonomen JOSEPH SCHUMPETER zurück. In seinem 1911 entstandenen Buch *Theorie der wirtschaftlichen*

Entwicklung schreibt SCHUMPETER der Wirtschaft zunächst eine Tendenz zu, statisch zu sein und sich nicht zu entwickeln, wobei er unter *Entwicklung* das Hervorbringen neuer Erscheinungen versteht, nicht etwa bloßes Wachstum.⁵ Diese Tendenz hängt mit der Grunddisposition der Mehrzahl der handelnden Personen („Wirtschaftssubjekte“) zusammen, denen es bei ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit primär um Bedürfnisbefriedigung geht, weswegen sie aus Gründen von Effizienz und Sicherheit⁶ sich bevorzugt in „ausgetretenen Bahnen“ bewegen (das heißt, sie arbeiten nach Möglichkeit immer auf dieselbe Weise, „kombinieren wirtschaftliche Möglichkeiten“ herkömmlich) und auch Veränderungen der Umwelt bzw. von außerhalb des Wirtschaftslebens auszugleichen versuchen:⁷

„Im normalen Kreislaufe des statischen Wirtschaftsprozesses erscheinen alle Vorgänge, die es da gibt, und alle vorhandenen Arbeits- und Bodenleistungen in bestimmte Kombinationen gefaßt. In bestimmt gegebener Weise werden die vorhandenen Arbeits- und Bodenleistungen zu bestimmten Produkten vereinigt. Innerhalb der natürlichen und sozialen Schranken, aber auch innerhalb dieser gewohnten Kombinationen ist das Handeln jedes Wirtschaftssubjekts durch das Streben nach größtmöglicher Bedürfnisbefriedigung zu erklären.“⁸

Diesen Typus wirtschaftlichen Handelns bezeichnet SCHUMPETER als „statisch“ bzw. „hedonisch“.

Die Tatsache, dass die Wirtschaft in der Realität - zwar nicht zu jeder Zeit und an jedem Ort, aber doch - Veränderungen unterworfen ist, führt er auf die Existenz eines anderen Typus wirtschaftlichen Handelns zurück,⁹ den er als „dynamisch“ bzw. „energisch“ beschreibt, und mit welchem er das Phänomen des „schöpferischen Neugestaltens“ assoziiert. Er geht sogar noch weiter und unterscheidet nicht nur zwischen zwei verschiedenen Formen des Handelns sondern - analog dazu - auch zwischen zwei Typen von Individuen.¹⁰ Die Beschreibung der Charakteristika, die „energische“ bzw. „dynamische“ Individuen ausmachen, nimmt einen umfangreichen Teil seiner Ausführungen ein, und legt den Grundstein für das heutige Verständnis dessen, was ein Unternehmer ist:

„Die wesentlichen Merkmale dieses Typus sind erstens die Energie des Handelns und zweitens eine besondere Art der Motivation.“¹¹

Zunächst verwendet er den Begriff des „Energischen“, da für ein solches Handeln gewisse Kraftanstrengungen notwendig sind, damit die - einem sich auf diesem Weg entgegenstellenden - Hürden überwunden werden können (SCHUMPETER führt explizit soziale und psychische Hürden an, welche die „hedonischen“ Individuen dazu bringen, keine neuen Wege einzuschlagen), wobei dies teilweise eine Außenwahrnehmung ist, während die besagten Individuen selbst diese Hürden nicht als solche wahrnehmen:

„Zum Teile existieren sie [die Widerstände] für diesen Typus nicht. Das gilt von den psychischen Widerständen, die ein jeder bei sich zu überwinden hat, wenn es Neues, Ungewohntes zu vollbringen gilt. [...] Die Tatsache, daß etwas noch nicht getan wurde, wird von ihm nicht als Gegengrund empfunden. [...] Die verschiedenen Möglichkeiten, die er überhaupt sieht, unterscheiden sich für ihn nicht wesentlich nach dem Kriterium, ob sie schon realisiert wurden oder nicht. Er sieht sie alle mit der gleichen Klarheit und wählt frei zwischen ihnen. Sie alle sind für ihn in gleicher Weise real.“¹³

Im Bereich der Motivation stellt er fest, dass Bedürfnisbefriedigung, wie sie beim „hedonisch“ handelnden Wirtschaftssubjekt im Vordergrund steht, keine Rolle spielen dürfte, da der unermüdliche und unaufhörliche Einsatz und Arbeitsaufwand des „energisch“ handelnden Typus dazu in Widerspruch steht. Er benennt zwei Motive, „Freude an sozialer Machtstellung“ und die „Freude an schöpferischem Gestalten“,¹⁴ wobei er Letzteres als wichtiger erachtet, da die beschriebene Form des Handelns („dynamisch“/„energisch“) durchaus auch Selbstzweck sein kann,¹⁵ ohne den Hintergrund von Festigung bzw. Ausbau einer sozialen Machtstellung:

„Der ‚Industrielle‘ [für Schumpeter ein Beispiel des „energischen“ Typus] hat oft eine von jeder Rücksicht auf den zu erwartenden Genußzuwachs freie Tendenz an seiner Unternehmung zu ändern, Dinge zu tun, die er noch nicht getan hat. [...] Die Probleme, die neuen Möglichkeiten, [...] ziehen ihn an, interessieren ihn. Es drängt ihn zu experimentieren und den wirtschaftlichen Verhältnissen den Stempel seines Geistes aufzudrücken.“¹⁶

Interessanterweise benutzt SCHUMPETER in seinen Ausführungen zu diesem Charakteristikum häufig den Vergleich zur Kunst: die „Freude am Neugestalten, am Schaffen neuer Formen der [...] Dinge“ beruht in der Wirtschaft auf denselben Grundlagen wie bei KünstlerInnen.¹⁷ Ein weiteres Merkmal des „dynamischen“ Typus sieht SCHUMPETER in der erhöhten Risikobereitschaft der entsprechenden Individuen.¹⁸

Diesen Typus des Handelns unterscheidet SCHUMPETER in vielen Aspekten grundsätzlich von „hedonischem“ bzw. „statischem“ Handeln:

„Viele und gerade die stärksten Individualitäten werden anders handeln, als man nach den Sätzen der Statik annehmen sollte. [...] Sie werden Neues schaffen und Altes zerstören, kühne Pläne irgendwelcher Art konzipieren und durchführen, [...]“¹⁹

Das Schaffen von Neuem zieht sich durch seine gesamten Ausführungen (als Beispiel führt SCHUMPETER unter anderem an, dass nicht nur auf bestehende oder „unmittelbar zu erwartende“ Nachfrage reagiert wird, sondern dass im Zuge von „energischem“ Handeln Produkte dem Markt „aufgenötigt“ werden können²⁰); hervorhebenswert erscheint aber vor allem die Zerstörung von Altem.

SCHUMPETER führt aus, dass der von ihm beschriebene „dynamische“ Typus den „Daten“ (darunter versteht er „wirtschaftliche Tatsachen“, unter anderem Art und Größe des Gütervorrates und die Art der Produktionsmethoden²¹) etwas Neues hinzufügt bzw. die vorhandenen wirtschaftlichen Möglichkeiten auf neue Weise kombiniert. Als Beispiel für solche neu kombinierbaren wirtschaftlichen Möglichkeiten nennt er folgende:

(1) „Das nächstliegende Beispiel ist die Produktion eines bisher noch nicht bekannten Gutes. [...]“

(2) Auf derselben Stufe steht natürlich die Einführung einer neuen Qualität eines Gutes oder einer neuen Verwendung eines bereits bekannten.

(3) Aber auch eine neue Produktionsmethode für eines der bisher produzierten Güter ist als eine „neue Kombination“ aufzufassen. [...]

(4) Dasselbe weiters gilt von der Erschließung eines neuen Marktes, wie ohneweiters klar ist

(5) und endlich hat es auch keine Schwierigkeit, in der Änderung der wirtschaftlichen Organisation, z. B. in der Schaffung eines Trustes, der Einführung des Großbetriebs usw. dasselbe Moment zu erkennen.“²²

Weiters stellt SCHUMPETER fest, dass der typischste Fall des Miteinbeziehens aller dieser Parameter die Gründung einer neuen Unternehmung ist. Die Bedeutung des „dynamischen“ Typus für die Wirtschaft - speziell für ihre Entwicklung - ist enorm, da von ihm „ein steter Anstoß von Veränderungen“ ausgeht, und er eine „Veränderung der Wirtschaft aus der Wirtschaft selbst heraus erzeugt.“²³

Nach SCHUMPETER erfolgte eine Reihe weiterer Betrachtungen von Entrepreneurship, welche teilweise Erweiterungen bzw. Verfeinerungen der Theorie vornahm, bzw. etwas andere Aspekte fokussierten, etwa die Bedeutung von Entrepreneurship für den Arbeitsmarkt im Unterschied zur Betrachtung von Entrepreneurship aus psychologischer Sicht mit dem Ziel, Charakteristika des Verhaltens von Führungspersönlichkeiten zu definieren. Auch von Bildungsinstitutionen wird bereits seit längerer Zeit die Bedeutung von Entrepreneurship für Gesellschaft und Wirtschaft²⁴ erkannt, weswegen zunehmend systematisierte Lehre (also Vermittlung unternehmerischer Fähigkeiten und Einstellungen) und Forschung in diesem Bereich betrieben wird, deren Erkenntnisse sich auch in entsprechenden Publikationen niederschlagen.²⁵ Eine übersichtliche Beschreibung der wesentlichsten Charakteristika von Entrepreneurs haben MCGRATH und MACMILLAN in ihrem Buch *The Entrepreneurial Mindset* vorgenommen:

„Habitual entrepreneurs have five characteristics in common.

1. They passionately seek new opportunities. [...]

2. They pursue opportunities with enormous discipline [...].

3. They pursue only the very best opportunities and avoid exhausting themselves and their organizations by chasing after every option. [...]

4. They focus on execution—specifically, adaptive execution [...] they get on with it instead of analyzing new ideas to death. Yet they are also adaptive—able to change directions [...].

5. They engage the energies of everyone in their domain. [...] involve many people—both inside and outside the organization [...]. They create and sustain networks of relationships, making the most of the intellectual and other resources people have to offer and helping those people to achieve their goals as well.“²⁶

Entrepreneurial University

Wenn nun Entrepreneurship im Auffinden bzw. -spüren neuer Gelegenheiten (im SCHUMPETERSchen Sinne in Form von Neukombination vorhandener wirtschaftlicher Möglichkeiten) besteht, wie ist ein Konzept zu verstehen, nach dem eine Universität unternehmerisch handeln soll?

Die Aufsätze zum Konzept der *Entrepreneurial University* sind mittlerweile recht zahlreich, wobei in der Beurteilung dieser Situation die Meinungen größtenteils darin übereinstimmen, dass es keine für alle Universitäten bzw. universitäre Kontexte allgemein gültige Definition gibt, sondern vielmehr eine Vielzahl unterschiedlicher Zugänge.²⁷ Dies ist darauf zurückzuführen, dass das Konzept auf unterschiedlichste Typen und Traditionen von Universitäten angewandt wird, und auch aktuell das Verständnis dessen, was eine Universität ist, was sie zu leisten hat, und wie Qualität (an) einer Universität zu definieren ist, eine zunehmende Diversität aufweist.²⁸ Der wahrscheinlich wesentlichste Aspekt der *Entrepreneurial University* (durchaus auch im Sinne von allgemeiner Anerkanntheit im Rahmen des Diskurses), ist jener des Wissenstransfers bzw. der „Third Mission“.²⁹ Damit ist ein Aufgabenbereich gemeint, welcher den Universitäten in der heutigen Gesellschaft - zusätzlich zu den Gebieten Forschung und Lehre - zukommt, und bei welchem es um - über den universitären Kontext hinausgehende - „Leistungen für ihre [der Universitäten] lokale und regionale Umgebung“³⁰ geht.

ETZKOWITZ beschreibt drei Stufen unterschiedlicher Wahrnehmung dieser Aufgabe durch Universitäten, die schließlich in (seiner Vorstellung der) *Entrepreneurial University* resultieren:³¹

Entwicklungsstufen v. Universitäten nach H. Etzkowitz		
active university	engaged university	entrepreneurial university
seeks resources from multiple sources	assists stakeholders (surrounding schools, firms, etc.) in solving problems they present	proactive role in translating knowledge into economic and social (cultural) development

In diesem Modell zeigt sich bei jedem „Evolutionsschritt“ eine zunehmende Außenorientierung, einerseits durch das Miteinbeziehen universitätsexterner Ressourcen, andererseits durch den Zugang, universitätsexterne Stakeholder (primär das gesellschaftliche und wirtschaftliche Umfeld der Universität) proaktiv unterstützen zu wollen. Dabei zeigt sich bereits an einigen Beispielen, dass ein kausaler Zusammenhang besteht zwischen einer innovativer agierenden Universität und ihrem Beitrag zur wirtschaftlichen Entwicklung ihrer Umgebung.³² Die berühmten Beispiele für *Entrepreneurial Universities* - allen voran das MIT,³³ die *Stanford University* und in Großbritannien vor allem die *University of Cambridge* - haben zu einer Wahrnehmung dieses Konzepts als regionaler „innovation hub“³⁴ geführt, mit der Konsequenz, dass der neue scheinbare Fokus von Universitäten in der Ausbeutung universitärer Forschung besteht, was naheliegenderweise Raum für Kritik öffnet. Ausgehend von (Veränderungen in) universitärer Finanzierung und dem damit verbundenen Einfluss externer Stakeholder stellt sich die Frage, in welchem Ausmaß Universitäten noch autonom agieren

können. Problematisch wird vor allem gesehen, dass sich die ursprünglich an Wissensdrang und Neugier orientierte Forschung zunehmend zu einer verwertbarkeitsorientierten Forschung wandelt. Die Tendenz zu solchen Universitäten wird von manchen Autoren unter dem provokanten Schlagwort „*knowledge factories*“³⁵ subsumiert. Dazu existieren freilich auch Gegenmeinungen, namentlich von Verfechtern der *Entrepreneurial University*:

„Etzkowitz, for example, argues that the current concern for the wider embedding of knowledge takes universities back to their original objectives.“³⁶

Unter anderem beschreibt ETZKOWITZ ein Grundmodell zur Neugestaltung von Studienplänen, welches er als „*Novum Trivium*“ bezeichnet.³⁷ Dieses Modell sieht eine Zusammensetzung des Studiums aus drei Bereichen vor: (1) einer herkömmlichen Disziplin; (2) der Vermittlung von Fähigkeiten in den Bereichen Innovation und *Entrepreneurship* im lokalen und globalen Kontext; sowie (3) dem Erlernen einer Fremdsprache und dem Kennenlernen der dazugehörigen Kultur. Dieses Modell beruht auf der Annahme, dass in einer wissensbasierten Gesellschaft, welche - sich immer rasanter vollziehenden - Veränderungen unterworfen ist, eine breitere Ausbildung (zwecks der Heranbildung von Führungspersönlichkeiten) sowie die Fähigkeit, Kompetenzen unterschiedlicher Wissensbereiche interdisziplinär miteinander zu verknüpfen, wesentliche Ausbildungsziele sind.

GIBB fasst die Veränderungstendenzen von Universitäten in Richtung stärkeren Unternehmertums (welche laut ETZKOWITZ sehr deutlich und stark zutage treten³⁸) folgendermaßen zusammen:

„Of key importance to the changing university scenario described earlier is the concept's emphasis upon gaining legitimacy by wide engagement of interested parties in the process of doing things.“³⁹

ETZKOWITZ fügt diesem Motiv der Außenorientierung auch noch ein anderes hinzu, nämlich die Verbesserung der finanziellen Situation der Universitäten bzw. einzelner Teile (Institute, Abteilungen⁴⁰). Konkrete Aspekte, wie (unternehmerisch agierende) Universitäten die wirtschaftliche und soziale Entwicklung einer Region vorantreiben können umfassen unter anderem:⁴¹

- Schnittstellenfunktion für regionale Entwicklungen (auch in Bezug auf Politik, besonders im Bereich von Spezialthemen wie Technologie-, Bildung-, Wettbewerbspolitik)
- Hervorbringen talentierter AbsolventInnen (für den regionalen Arbeitsmarkt)
- Förderung sozialer Mobilität
- Wissensvermittlung über die Grenzen der Universität hinaus (outreach-Programme)
- regionaler Anziehungspunkt für Investoren / internationale Kontakte
- Unabhängige Evaluation wesentlicher Bereiche/Themen

Als wesentliche Voraussetzung von *Entrepreneurial Universities* ist das Zusammenspiel nicht nur zwischen Universität und Wirtschaft (bzw. Industrie), sondern - als dritter Ebene - auch der Politik zu sehen, ein Modell, das in der Literatur als „*Triple-Helix*“-Modell⁴² bezeichnet wird. Dabei kann die Universität im Zusammenspiel dieser Ebenen unterschiedliche Funktionen einnehmen:

„*Entrepreneurial universities play different roles in various triple-helix constellations, which can be guided to a greater extent by one of the three institutional spheres. In a university-pulled triplehelix model, entrepreneurial universities take the lead in regional innovation. In a government-pulled model, entrepreneurial universities assist the development of existing industries and creation of new industries at the request of government. In an industry-pulled model, such universities typically cooperate with industry in product and process innovation.*“⁴³

Aus unterschiedlichen Motivationen heraus - mitunter auf Grund politischer Direktiven, teilweise aber auch aus eigenem Antrieb - haben es sich nun viele Universitäten zum Ziel gesetzt, die Transformation zu einer *Entrepreneurial University* zu vollziehen. Die Zugänge dazu, wie das zu bewerkstelligen sei, sind (zumindest) ebenso vielfältig wie die Definitionsansätze, worum es sich dabei überhaupt handelt. Verschiedenartigste Frameworks, welche Aspekte dabei miteinzubeziehen sein könnten, existieren sowohl von Seiten der Wissenschaft,⁴⁴ als auch von Seiten politischer Organisationen.⁴⁵ Im Allgemeinen sind zwischen internen und externen Einflussfaktoren zu unterscheiden:

„*The main factors in creating an entrepreneurial university are internal culture and external environment, especially the industrial environment. It is possible to influence change in both of these factors through initiating measures to encourage entrepreneurship and regional development.*“⁴⁶

Nachdem die Rolle der Universität für regionale Entwicklung bereits behandelt wurde soll im Folgenden speziell der Bereich der internen Einflussfaktoren betrachtet werden; hier stehen einerseits strukturelle Aspekte, andererseits eine bestimmte Art von Kultur, vergleichbar mit einem *Entrepreneurial Spirit*, im Vordergrund.

Auf struktureller Ebene geht es sehr stark um die Förderung von Flexibilität, um durch verstärkte intra-universitäre Vernetzung zwischen „*Instituten, Projekten, und Einzelpersonen*“ Innovation voranzutreiben.⁴⁷ Ansatzpunkt dafür ist häufig Dezentralisierung in Form von Stärkung universitärer Institute.⁴⁸ Weiters geht es um eine (teilweise) Neudefinition des Verhältnisses zwischen universitärer Führungsebene und akademischem Kollegium: In den vergangenen Jahren (besonders stark im Rahmen der 2002 umgesetzten Novelle des Universitätsgesetzes⁴⁹) erfolgte von politischer Seite eine Stärkung der universitären Exekutivebene (Rektorat), auf Kosten des universitären Senats, dem demokratisch von allen Mitgliedern der Universität gewählten Teil der Universitätsleitung.⁵⁰ Vor dem Hintergrund ebendieser Entwicklungen geht es um eine neue „*Kombination von akademischer Kollegialität und Management, mit anderen Worten die Entwicklung von Governance durch „NPM*“⁵¹-Elemente, wobei die Verbindung mit den akademischen Strukturen im Zentrum steht.“⁵²

Das Schaffen einer unternehmerischen Kultur innerhalb der gesamten Universität ist vermutlich die komplexere Aufgabe, der sich die universitäre Führung gegenübergestellt sieht. GIBB sieht eine mögliche Herangehensweise darin, unternehmerische Werte in den einzelnen Teilen der Universität zu stärken, wobei er davon spricht, schrittweise die (meist) abwehrende Haltung durch eine innovationsfreundliche bzw. -fördernde Kultur zu ersetzen, u.a. durch die Schaffung unternehmerischer

Rollen Vorbilder und die Stärkung unternehmerischer Führungsqualitäten innerhalb aller Institute. Spezifische Anforderungen an Führungskräfte umfassen dabei unter anderem:⁵³

- deutliche Kommunikation der Ideen und Konzepte bzgl. Innovation und ihrer Anwendbarkeit auf alle Disziplinen und Institute
- verschiedene Führungsstile und unternehmerische Potentiale in Personen erkennen (zwecks Identifikation lokaler „*change agents*“), sowie auf diesen Potentialen aufbauen
- Überzeugungskraft und Problemlösungskompetenzen, um Differenzen zwischen Stakeholdern und Instituten sowie zwischen bottom-up- und top-down-Initiativen zu überbrücken
- Zusätzliche Ressourcen auffinden und nutzen, um Innovationen in Instituten zu unterstützen und ev. neue Organisationseinheiten (interdisziplinär; über die Grenzen der Universität hinaus agierend) einzurichten

Der Kontext der Kunstuniversitäten

Auf Grundlage der vorhergegangenen Ausführungen ist zunächst festzustellen, dass - mit Ausnahme von SCHUMPETERS Vergleich der schöpferischen Tätigkeit in der Wirtschaft mit der schöpferischen Tätigkeit eines Malers⁵⁴ - künstlerische Bereiche im Diskurs um *Entrepreneurial Universities* eine untergeordnete spielen bzw. gar nicht erwähnt werden. Nachdem sie von politischen Direktiven auf die gleiche Weise erfasst werden wie andere Universitäten, werden sie in Betrachtungen mit verstärkt regionalem Fokus teilweise durchaus behandelt, allerdings erscheinen ihre jeweiligen Positionen in diesen Betrachtungen mitunter nicht ganz schlüssig bzw. einheitlich. Ein Beispiel für eine solche politische Direktive wären etwa die Vorgaben zur Leistungsvereinbarung, einem öffentlich-rechtlichen Vertrag zwischen den einzelnen Universitäten und dem Bund für jeweils drei Jahre.⁵⁵ Teil der Inhalte sind unter anderem gesellschaftliche Zielsetzungen:

„*Die Universität hat ihren Beitrag zur Entwicklung der Gesellschaft zu formulieren. Dazu zählen jedenfalls Maßnahmen zur besseren sozialen Durchlässigkeit, zur Erhöhung des Frauenanteils in leitenden Funktionen der Universität sowie zur gezielten Förderung von Nachwuchsforscherinnen, der Ausbau von gesellschaftlich relevanten Kunst-, Kultur- und Forschungsbereichen sowie der Wissens- und Technologietransfer.*“⁵⁶

Nun betonen Kunstuniversitäten – so beispielsweise im Rahmen einer Betrachtung des INSTITUT FÜR HÖHERE STUDIEN die Akademie der bildenden Künste Wien und die Universität für angewandte Kunst Wien - „*durchgängig ein starkes gesellschaftliches Engagement*“⁵⁷, allerdings spiegelt sich der tatsächliche Bereich der *Third Mission* (Wissenstransfer, Weiterentwicklung des universitären Umfelds, ev. auf kultureller Ebene) im Einzelnen nur teilweise wider.⁵⁸ Weiters fällt auf, dass *bildende Künste* bei SCHUMPETER und regionalen Betrachtungen durchaus vorkommen, Musikuniversitäten bzw. MusikerInnen jedoch nicht. Vor diesem Hintergrund stellt sich auch die Frage, ob MusikerInnen überhaupt unternehmerisch agieren müssen bzw.

sollen. SCHUMPETER spricht in Bezug auf Unternehmer („dynamisch“ handelnde Personen) - wenn man seine Ausführungen etwas Allgemeiner betrachtet und vom rein wirtschaftlichen Kontext löst - von Persönlichkeiten, die in der Lage sind, Innovationen umzusetzen, ungeachtet des damit verbundenen Risikos:

„Ob sie den Plan ihrer Tat selbst konzipierten und [besser: oder] einen der vielen [...] aufgriffen, das ist ganz gleichgültig. [...] das Unentbehrliche und Entscheidende ist die Tat und die Kraft zur Tat.[...] Es ist jener Typus, der hedonisches Gleichgewicht verachtet und nicht ängstlich auf das Risiko blickt. Die Folgen, die eine Niederlage für ihn haben muß [...] beachtet er nicht.“⁵⁹

Tatendrang und Risikobereitschaft, wie SCHUMPETER sie beschreibt, sind auch für freischaffende MusikerInnen (wie für KünstlerInnen im Allgemeinen) von zentraler Bedeutung. Ein anderes Charakteristikum von „dynamischen“ Persönlichkeiten erkennt er im Aufspüren neuer Gelegenheiten:

„Unser Mann der Tat folgt nicht einfach gegebener oder unmittelbar zu erwartender Nachfrage. Er nötigt seine Produkte dem Markte auf. [...] Da müssen Bedürfnisse und Nachfrage erst künstlich geweckt werden [...]“⁶⁰

Mag dies auch als eine - im künstlerischen Kontext - zu stark ökonomisch anmutende Formulierung erscheinen, so muss dennoch festgestellt werden, dass beispielsweise das Phänomen der Musikvermittlung in ebendiese Richtung arbeitet. So heißt es unter anderem in der Beschreibung einer Lehrveranstaltung zum Thema Musikvermittlung an der *Universität für Musik und darstellende Kunst Wien* in erstaunlich verwandtem Vokabular:

„Denn wer seinem Konzert, seiner Präsentation Individualität verleiht, kann sich auf dem enger werdenden freien Markt besser behaupten. Auch gilt es, neue Publikumsschichten für Musik zu interessieren.“⁶¹

In diesem Sinne erscheint es interessant, aussichtsreich, und sogar notwendig, dass sich auch Kunstuniversitäten verstärkt mit dem Modell der *Entrepreneurial University* befassen, und dass vice versa auch der wissenschaftliche Diskurs Kunstuniversitäten stärker in seine Betrachtungen miteinbezieht.

ANDREAS WILDNER

WURDE IN WIEN GEBOREN UND BESUCHTE DIE SIR-KARL-POPPERSCHULE ZUR FÖRDERUNG HOCHBEGABTER SCHÜLER. ER ABSOLVIERT MIT AUSZEICHNUNG STUDIEN DER INSTRUMENTALPÄDAGOGIK UND DES KONZERTFACHS KLAVIER AN DER UNIVERSITÄT FÜR MUSIK UND DARSTELLEND KUNST WIEN, DER HOCHSCHULE FÜR MUSISCHE KÜNDE BRATISLAVA SOWIE DEM JOSEPH-HAYDN-LANDESKONSERVATORIUM IN EISENSTADT. ZAHLREICHE KONZERTE UND WETTBEWERBSPREISE BELEGEN SEINE KÜNSTLERISCHE EXZELLENZ. NEBEN DEM STUDIUM IST ANDREAS WILDNER EIN AKTIVER STUDIERENDENVERTRETER, VON 2013 BIS 2015 FÜHRTE ER DEN VORSITZ ÜBER DIE HOCHSCHÜLERINNENSCHAFT AN DER UNIVERSITÄT FÜR MUSIK UND DARSTELLEND KUNST WIEN UND REPRÄSENTIERTE SOMIT DIE ANLIEGEN VON ÜBER 3.000 STUDIERENDEN. AB OKTOBER 2015 WIRD ANDREAS WILDNER RECHTSWISSENSCHAFTEN AN DER UNIVERSITY OF CAMBRIDGE IN ENGLAND STUDIEREN. PRO SCIENTIA GEFÖRDERTER SEIT 2015.

¹ Als Beispiel hierfür kann etwa das 2012 veröffentlichte Dokument der OECD mit dem Titel *A Guiding Framework for Entrepreneurial Universities* gelten vgl: OECD (2012): *A Guiding Framework for Entrepreneurial Universities*.

² So lud das Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft (bmwfw) am 23. März 2015 zu einem Vortrag eines der in diesem Zusammenhang führenden Wissenschaftler, Prof. Henry Etzkowitz. (Die Einladung ist auch im Nachhinein im Internet zugänglich unter: https://www.google.at/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=1&ved=0CCMQFjAAaHUKewjc8eekgOzGAhVfISwKHUdzCJQ&url=http%3A%2F%2Fostaustria.org%2Fevents%2Fitem%2Fdownload%2F1_7f0d64f0b77e496b9baa6ce3df272f66&ei=Kx2uVZYwlsWqsgHH5qGgCQ&usq=AFQjCNHvUQDNrvsCaTRMOdxg5HE0YeajQ&bvm=bv.98197061.d.bGg)

³ vgl. Institut für Höhere Studien (2012): *Wien und die „Third Mission“ der Hochschulen*. Studie im Auftrag der MA 23 - Wirtschaft, Arbeit und Statistik, Stadt Wien

⁴ vgl. Collins, James / Lazier, William (1992): *Beyond entrepreneurship*. S. v

⁵ vgl. Joseph Schumpeter (1911): *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*. S. 103 - 104

⁶ vgl. ebd. S. 118 - 120

⁷ vgl. ebd. S. 116

⁸ ebd. S. 160

⁹ vgl. Joseph Schumpeter (1911): *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*. S. 124

¹⁰ vgl. ebd. S. 128

¹¹ ebd. S. 131

¹² vgl. ebd. S. 118 - 120

¹³ ebd. S. 131 - 132

¹⁴ vgl. ebd. S. 138

¹⁵ vgl. ebd. S. 141

¹⁶ Joseph Schumpeter (1911): *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*. S. 143

¹⁷ vgl. ebd. S. 142

¹⁸ vgl. ebd. S. 163

¹⁹ ebd. S. 157

²⁰ vgl. ebd. S. 133

²¹ vgl. ebd. S. 116

²² Joseph Schumpeter (1911): *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*. S. 159; Gliederung und Nummerierung ist nicht original sondern vom Verfasser dieses Texts hinzugefügt.

²³ ebd. S. 147

²⁴ vgl. <http://www.gold.ac.uk/icce/> : „[...] Entrepreneurship is the creation of value, this value could be social, aesthetic or financial, and [...] when entrepreneurial activity is strong the three strands are interwoven.“

²⁵ vgl. McGrath, Rita Gunther / MacMillan, Ian (2000): *The Entrepreneurial Mindset*. S. x

²⁶ ebd. S. 2 - 3

²⁷ vgl. OECD (2012): *A Guiding Framework for Entrepreneurial Universities*; S. 2

²⁸ Gibb, Allan / Haskins, Gay / Robertson, Ian (2013): *„Leading the Entrepreneurial University: Meeting the*

Entrepreneurial Development Needs of Higher Education Institutions" S. 10 - 11

²⁹ vgl. Etzkowitz, Henry / et al. (2000): „The future of the university and the university of the future: evolution of ivory tower to entrepreneurial paradigm“. S. 313.

³⁰ Institut für Höhere Studien (2012): Wien und die „Third Mission“ der Hochschulen. S. 9

³¹ vgl. Vortrag von Henry Etzkowitz zum Thema „The Entrepreneurial University“, gehalten am 23. 03. 2015 im Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft.

³² vgl. Gibb, Allan / Haskins, Gay / Robertson, Ian (2013): „Leading the Entrepreneurial University: Meeting the Entrepreneurial Development Needs of Higher Education Institutions“ S. 19

³³ Das MIT erscheint insofern als ein besonders spannendes Beispiel für eine Entrepreneurial University, als dort enge Zusammenarbeit und Synergien zwischen universitärer Forschung und wirtschaftlicher Verwertung bereits seit seiner Gründung 1861 stattfanden und durch das der Gründung zugrundeliegende Dokument als fundamentaler Zweck dieser Institution festgelegt sind (vgl. Gründungscharter des MIT, abrufbar via <http://web.mit.edu/corporation/charter.html#1861>)

³⁴ Gibb, Allan / Haskins, Gay / Robertson, Ian (2013): a.a.O. S. 19

³⁵ vgl. Lazzeroni M./ Piccaluga A. (2003): „Towards the entrepreneurial university“.

³⁶ Gibb, Allan / Haskins, Gay / Robertson, Ian (2013): a.a.O. S. 26

³⁷ vgl. Etzkowitz, Henry / Ranga, Marina / Dzisah, James (2012): „Whither the university? The Novum Trivium and the transition from industrial to knowledge society“; S. 149 - 151

³⁸ vgl. Etzkowitz, Henry / et al. (2000): „The future of the university and the university of the future: evolution of ivory tower to entrepreneurial paradigm“. Research Policy 29, S. 314.

³⁹ Gibb, Allan / Haskins, Gay / Robertson, Ian (2013): „Leading the Entrepreneurial University: Meeting the Entrepreneurial Development Needs of Higher Education Institutions“ S. 23

⁴⁰ Etzkowitz, Henry / et al. (2000): „The future of the university and the university of the future: evolution of ivory tower to entrepreneurial paradigm“. Research Policy 29, S. 313.

⁴¹ Gibb, Allan / Haskins, Gay / Robertson, Ian (2013): „Leading the Entrepreneurial University: Meeting the Entrepreneurial Development Needs of Higher Education Institutions“ S. 20

⁴² vgl. Etzkowitz, Henry / Leydesdorff, Loet (2000): „The dynamics of innovation: from National System and ‚Mode 2‘ to a Triple Helix of university-industry-government-relations“.

⁴³ Lindqvist, Maria / Olsen, Lise Smed / Baltzopoulos, Apostolos (2012): Strategies for Interaction and the Role of Higher Education Institutions in Regional Development in the Nordic Countries. S. 15

⁴⁴ vgl. beispielsweise Gibb, Allan / Haskins, Gay / Robertson, Ian (2013): „Leading the Entrepreneurial University: Meeting the Entrepreneurial Development Needs of Higher Education Institutions“ S. 25/30/33

⁴⁵ vgl. beispielsweise OECD (2012): A Guiding Framework for Entrepreneurial Universities.

⁴⁶ Lindqvist, Maria / Olsen, Lise Smed / Baltzopoulos, Apostolos (2012): a.a.O. S. 15

⁴⁷ vgl. Gibb, Allan / Haskins, Gay / Robertson, Ian (2013): a.a.O. S. 26

⁴⁸ vgl. ebd. S. 27

⁴⁹ vgl. <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=20002128>

⁵⁰ Ein Trend, der vor allem dazu dienen soll, Bürokratie abzubauen, und der sich auch international nachvollziehen lässt und mitunter als Schwächung der demokratischen Strukturen innerhalb von Universitäten betrachtet wird: vgl. Gibb, Allan / Haskins, Gay / Robertson, Ian (2013): „Leading the Entrepreneurial University: Meeting the Entrepreneurial Development Needs of Higher Education Institutions“ S. 27

⁵¹ Die Abkürzung „NPM“ steht für New Public Management, einen Leit- bzw. Sammelbegriff für unterschiedliche Modernisierungstendenzen von Staat und Verwaltung, unter Einbeziehung typischer betriebswirtschaftlicher Elemente wie beispielsweise Markt- und Kundenorientierung, oder Outputoptimierung; siehe: <http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Definition/new-public-management-npm.html>

⁵² Institut für Höhere Studien (2012): Wien und die „Third Mission“ der Hochschulen. Studie im Auftrag der MA 23 - Wirtschaft, Arbeit und Statistik, Stadt Wien. S. 38

⁵³ vgl. Gibb, Allan / Haskins, Gay / Robertson, Ian (2013): „Leading the Entrepreneurial University: Meeting the Entrepreneurial Development Needs of Higher Education Institutions“ S. 30 - 31

⁵⁴ vgl. Joseph Schumpeter (1911): Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. S. 127

⁵⁵ vgl. §13 des Universitätsgesetzes 2002: <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=20002128>

⁵⁶ §13 (2) 1. g) des Universitätsgesetzes 2002: <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=20002128>

⁵⁷ Institut für Höhere Studien (2012): Wien und die „Third Mission“ der Hochschulen. Studie im Auftrag der MA 23 - Wirtschaft, Arbeit und Statistik, Stadt Wien; S. 136

⁵⁸ Die Universität für angewandte Kunst Wien beispielsweise führt zwei Institute mit gesellschaftlicher Relevanz an: das Institut für Kunst- und Wissenstransfer sowie das Institut für Social Design. Ersteres soll u.a. durch „Kooperationen mit Universitäten, Kunsthochschulen und Museen [...] eine Öffnung der Universität nach außen bewirken, um in unterschiedlichen Formaten der Projektentwicklung erarbeitetes Wissen zugänglich [sic!] und produktiv zu machen“, Letzteres beschäftigt sich mit der Gestaltung von urbanem Umfeld angesichts demographischer Entwicklungen der Gegenwart. (<http://www.dieangewandte.at/jart/prj3/angewandte/main.jart?rel=de&content-id=1229508255675&reserve-mode=active>)

⁵⁹ Joseph Schumpeter (1911): Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. S. 163

⁶⁰ ebd. S. 133

⁶¹ <https://www.mdw.ac.at/hbi/?Pagelid=676>

Literatur

Collins, James / Lazier, William (1992): Beyond entrepreneurship. Turning your business into an enduring great company; Englewood Cliffs, NJ: Prentice Hall.

McGrath, Rita Gunther / MacMillan, Ian (2000): The Entrepreneurial Mindset. Strategie for Continuously Creating Opportunity in an Age of Uncertainty; Boston, Massachusetts: Harvard Business Schools Press.

Joseph Schumpeter (1911): Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Leipzig: Duncker&Humblot.

Berichte und Artikel

Etzkowitz, Henry / Leydesdorff, Loet (2000): „The dynamics of innovation: from National System and ‚Mode 2‘ to a Triple Helix of university-industry-government-relations“. Research Policy 29, S. 109 - 123.

Etzkowitz, Henry / Ranga, Marina / Dzisah, James (2012): „Whither the university? The Novum Trivium and the transition from industrial to knowledge society“. Social Science Information 51(2), S. 143 - 164.

Etzkowitz, Henry / Webster, Andrew / Gebhardt, Christiane / Terra, Branca Regina Cantisano (2000): „The future of the university and the university of the future: evolution of ivory tower to entrepreneurial paradigm“. Research Policy 29, S. 313 - 330.

Gibb, Allan / Haskins, Gay / Robertson, Ian (2013): „Leading the Entrepreneurial University: Meeting the Entrepreneurial Development Needs of Higher Education Institutions“, in: Altmann, Andreas / Ebersberger, Bernd (Hg.), Universities in Change: Managing Higher Education Institutions in the Age of Globalization, New York: Springer, S. 9 - 48.

Global Center for Cultural Entrepreneurship (2010): Cultural Entrepreneurship: At the Crossroads of People, Place, and Prosperity; Santa Fe, New Mexico [abrufbar via: http://www.nmag.org/sites/default/files/images/Crossroads_of_People_Place_Prosperty_2010.pdf; 07. 07. 2015].

Institut für Höhere Studien (2012): Wien und die „Third Mission“ der Hochschulen. Studie im Auftrag der MA 23 - Wirtschaft, Arbeit und Statistik, Stadt Wien; Wien [abrufbar via: <https://www.wien.gv.at/wirtschaft/standort/pdf/third-mission.pdf>; 07. 07. 2015].

Lazzeroni M./ Piccaluga A. (2003): „Towards the entrepreneurial university“. Local Economy 18(1), S. 38 – 48

Lindqvist, Maria / Olsen, Lise Smed / Baltzopoulos, Apostolos (2012): Strategies for Interaction and the Role of Higher Education Institutions in Regional Development in the Nordic Countries. Nordregio Report 2012:2. [abrufbar via: <http://www.nordregio.se/en/Publications/Publications-2012/Strategies-for-Interaction-and-the-Role-of-Higher-Education-Institutions-in-Regional-Development-in-the-Nordic-Countries/>; 22. 07. 2015].

OECD (2012): A Guiding Framework for Entrepreneurial Universities; [abrufbar via: <http://www.oecd.org/site/cfecpr/EC-OECD%20Entrepreneurial%20Universities%20Framework.pdf>; 07. 07. 2015].

Verwendete Internetwebsites

<http://freie-bildung.at/das-projekt/projektbeschreibung-1> [Abrufdatum: 07. 07. 2015]

<http://socialimpactaward.net/about/> [Abrufdatum: 07. 07. 2015]

<http://web.mit.edu/corporation/charter.html#1861> [Abrufdatum: 07. 07. 2015]

<http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Definition/new-public-management-npm.html> [Abrufdatum: 22. 07. 2015]

<http://www.dieangewandte.at/jart/prj3/angewandte/main.jart?rel=de&content-id=1229508255675&reserve-mode=active> [Abrufdatum: 22. 07. 2015]

<http://www.gold.ac.uk/icce/> [Abrufdatum: 07. 07. 2015]

<http://www.gold.ac.uk/pg/ma-creative-cultural-entrepreneurship/> [Abrufdatum: 07. 07. 2015]

<https://i-lab.harvard.edu/experiential-learning/cultural-challenge> [Abrufdatum: 07. 07. 2015]

https://www.google.at/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=1&ved=0CCMQFjAAAhUKewjc8eekgOzGAhVFISwKHUdzCJQ&url=http%3A%2F%2Fostaustria.org%2Fevents%2Fitem%2Fdownload%2F1_7f0d64f0b77e496b9baa6ce3df272f66&ei=Kx2uVZywlwQsgHH5qGgCQ&usq=AFQjCNHvuQDNRvsCaT-RMOdxg5HE0YejQ&bvm=bv.98197061,d.bGg [Abrufdatum: 21. 07. 2015]

<https://www.mdw.ac.at/hbi/?Pagelid=676> [Abrufdatum: 22. 07. 2015]

<https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=20002128> [Abrufdatum: 22. 07. 2015]

Bernhard Gruber, Linz

Von der Idee zum Produkt – Forschung, Entwicklung und Innovationen

I. Einleitung

„Von der Idee zum Produkt – Forschung, Entwicklung und Innovation“. Der Gedanke dahinter: Das Herangehen an Probleme der Gegenwart und Zukunft ist stark mit dem verknüpft wie wir erzogen werden, wie wir (ausge-)bildet werden und wie wir denken. „Hier ist das Problem. Überleg' dir was. mache ein Modell. beweise es mit einem Prototypen und vermarkte es so gut es geht.“ Ich möchte in diesem Reader-Beitrag das Modell der Produktentwicklung vorstellen und meine Sichtweise/Kritik über dieses Denkmodell erläutern und dazu anregen, etwas über den Tellerrand von Forschung & Entwicklung zu blicken.

Der Mensch ist durch technischen Fortschritt zur erfolgreichsten Säugetierart der Erde geworden. Die technischen Entwicklungen schreiten immer schneller voran. Bestes Beispiel ist die Computerindustrie: Laut dem Mooreschen Gesetz (erdacht durch Gordon Moore, *1929) verdoppelt sich die Komplexität von integrierten Schaltkreisen mit minimalen Komponentenkosten alle 12 bis 24 Monate, je nach Quelle. Eine Entwicklung, die seinen Preis hat, oder etwa nicht?

Eine Entwicklung beinhaltet meist auch Veränderungen. Diese Veränderungen sind evolutionärer Natur, da sich etwas bereits „Bekanntes“ weiterentwickelt. Evolution ist etwas, dass sich in sehr langen Zeiträumen abspielt und auch etwas völlig neues hervorbringen kann. Zeit und Kreativität sind dabei wesentliche Faktoren, genauso wie der Zufall. (*Das berühmte Bild von Gott mit den Würfeln.*) Doch gibt es ein Ende oder ist Evolution unendlich? Gibt es ein Ende einer technischen Entwicklung? Sind es irgendwann nur noch Produktverbesserungen anstatt wirklicher Neuheiten?

Bevor ich näher auf den Produktentstehungs/-entwicklungs Prozess in der Industrie und die Frage des Anteils der Forschung & Entwicklung daran eingehe, möchte ich die Unterarten der Forschung kurz näher erklären. Der Begriff **Forschung** lässt sich wie folgt unterteilen [3]:

Grundlagenforschung: Originäre Untersuchungen mit dem Ziel, den Stand des Wissens zu vermehren, ohne Ausrichtung auf ein spezielles Ziel.

angewandter (industrieller) Forschung: Originäre Untersuchungen mit dem Ziel, den Stand des Wissens zu vermehren, jedoch mit Ausrichtung auf ein spezifisches praktisches Ziel. „Industrielle“ Forschung bezeichnet planmäßiges Forschen oder kritisches Erforschen zur Gewinnung neuer Kenntnisse und Fertigkeiten mit dem Ziel, neue Produkte, Verfahren oder Dienstleistungen zu entwickeln oder zur Verwirklichung erheblicher Verbesserungen bei bestehenden Produkten, Verfahren oder Dienstleistungen nutzen zu können. Hierzu zählt auch die Schöpfung von Teilen komplexer Systeme, die für die industrielle Forschung und insbesondere die

Validierung von technologischen Grundlagen notwendig sind, mit Ausnahme von Prototypen, die unter experimentelle Entwicklung fallen.

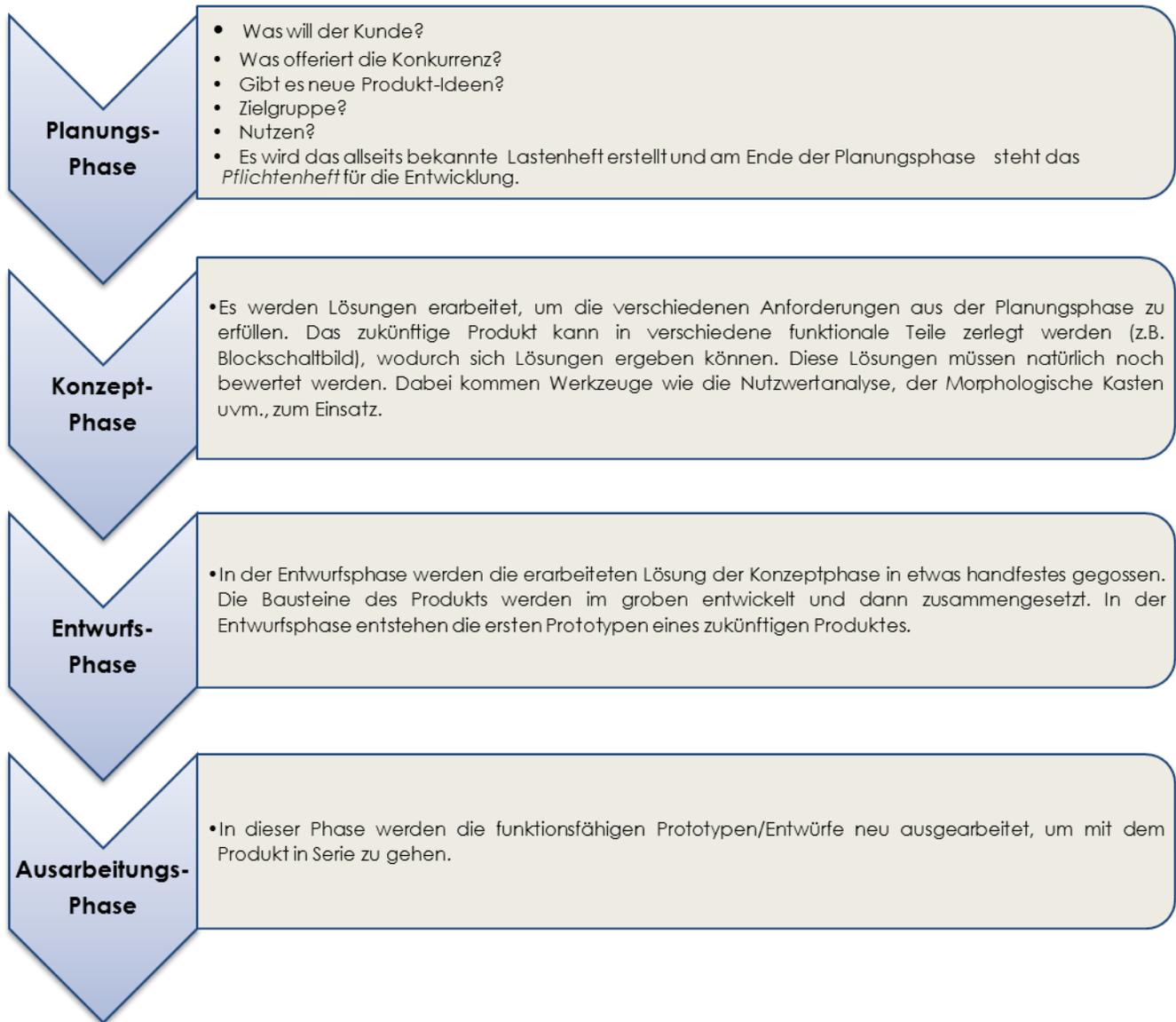
Weiter wird noch die experimentelle Entwicklung definiert, welche einen systematischen Einsatz des Wissens mit dem Ziel, neue oder wesentlich verbesserte Materialien, Vorrichtungen, Produkte, Verfahren oder Systeme hervorbringt, verfolgt. Diese Art der Erforschung von Neuem, bezeichnet den Erwerb, die Kombination, die Formung und die Verwendung vorhandener wissenschaftlicher, technischer, wirtschaftlicher und sonstiger einschlägiger Kenntnisse und Fertigkeiten zur Erarbeitung von Plänen und Vorkehrungen oder Konzepten für neue veränderte oder verbesserte Produkte, Verfahren oder Dienstleistungen. Die Entwicklung von kommerziell nutzbaren Prototypen und Pilotprojekten ist ebenfalls eingeschlossen, wenn es sich bei dem Prototypen notwendigerweise um das kommerzielle Endprodukt handelt und seine Herstellung allein für Demonstrations- und Auswertungszwecke zu teuer wäre. Experimentelle Entwicklung umfasst keine routinemäßigen oder regelmäßigen Änderungen an Produkten, Produktionslinien, Produktionsverfahren, bestehenden Dienstleistungen oder anderen laufenden betrieblichen Prozessen, selbst wenn diese Änderungen Verbesserungen darstellen sollten.

Universitäten und Industrie verschmelzen zusehens. Die Industrie hat die universitätsnahe Forschung entdeckt, um F&E Leistungen günstig zuzukaufen und die Universität hat einen Weg zur effizienten Dritt-Mittel-Finanzierung erschlossen. Eine durchaus sinnvolle Symbiose, welche aber jederzeit klar differenzierbar sein sollte. Forschungs-Firmen, welche sich wiederum zu Clustern vereinen, sprießen seit einigen Jahrzehnten aus den Böden und schließen eine Lücke beim Wissenstransfer von der Universität in die Industrie.

II. Produktentwicklung – Prozesse und Modelle

Ziel der Produktentwicklung ist es eine Idee oder Vision vom Konzept zur Wirklichkeit zu transportieren. Es umfasst die Lösung eines (technischen) Problems durch Entwicklungs- und Konstruktionstätigkeiten.

Der PE-Prozess folgt meist einem bestimmten Ablauf [4]:



Nach diesen vier Phasen folgt die Markteinführung eines Produktes, wobei bereits parallel zur Entwurfsphase damit begonnen wird Prototypen an Kunden zur Erprobung weiterzureichen. Mit der Einführung des Produktes beginnt der **Produktlebenszyklus**.

Der traditionelle Produkt-Entwicklungszyklus umfasst Idee, Entwurf, Analyse, Entwicklung, Tests und Vermarktung von neuen Produkten oder Dienstleistungen.

Alternative Modelle der Produktentwicklung lassen sich in zwei Kategorien aufteilen:

+ **Time-to-Market – Modelle** (Modelle über die Dauer von der Produktentwicklung bis zur Platzierung des Produktes am Markt.)

+ **Integrated-Implementation - Modelle** (Ist eine Möglichkeit, die Flexibilität und den Zeitrahmen für die Entwicklung neuer Produkte auf der Grundlage einer Kombination aus all den Aktivitäten, die in die Produktion eingehen, zu modellieren als jede einzelne Tätigkeit separate zu messen.)

Das Ziel dieser Alternativen ist erhöhte Flexibilität und eine dadurch beschleunigte Entwicklung. Aktivitäten wie Entwurf,

Design, Produktionsplanung, Tests und Marketing-Simulationen werden parallel durchgeführt anstatt nacheinander.

Das Modell der Produktentwicklung ist bereits für viele Firmen zum Standard geworden, da es einen einfachen Ablauf mit klaren Schritten und (meist) eindeutigen Ergebnissen beschreibt. Berechenbarkeit und Planbarkeit sind die wichtigsten Faktoren im Wettbewerb.

Die Umsetzung eines solchen Projektes kann in vielerlei Form passieren und auch diese Formen sind in sogenannten Vorgehens-Modellen festgehalten. Vorgehensmodelle beschreiben den idealtypischen Umfang und Ablauf von Handlungen, die zur Erreichung von bestimmten Zielen erforderlich sind. Sie bilden die Grundbasis für das Verständnis der Struktur der Produktentwicklung.

Ich möchte nur einige Beispiele nennen, die so mancher Student in seiner Ausbildung vielleicht gehört hat: **Sequentielle Vorgehensmodelle** (z.B. Phasen-, Wasserfall-, Schleifenmodell), **iterative Modelle** (führen zu **evolutionären**, oder **inkrementellen Modellen**), **V-Modell**, **Spiralmodell**. [5] **Diese genannten Modelle haben gemeinsam, dass sie Gruppierungen mit gemeinsamen Eigenschaften erzeugen.** Und diese Gruppierungen können wiederum durch verschiedene Kriterien unterteilt werden. Zum

Beispiel werden bestimmte zu erreichende Eigenschaften in einem Arbeitspaket zusammengefasst. Ein ‚Meilenstein‘ beispielsweise, schließt dieses Kriterium ab.

Eine Weiterentwicklung der obigen allgemeinen Vorgehensmodelle stellen die konkreten Vorgehensmodelle dar. Durch die Kombination von allgemeinen Modellen wird versucht, die Nachteile der ursprünglichen Vorgehensmodelle zu eliminieren. Ebenfalls fehlt den allgemeinen Vorgehensmodellen ein bestimmter begrifflicher Rahmen, welcher in vollem Umfang durch die vermischten Formen gegeben wird. Mischformen aus den genannten allgemeinen Vorgehensmodellen sind zum Beispiel das **Prince2 (PROjects IN Controlled Enviroments 2. Version – Standard für IT-Projektmanagement der britischen Regierung)**, **V-Modell XT (z.B. zur Planung und Durchführung von Projekten im öffentlichen Dienst)** und das **PMBOK (Projekt-Management Body of Knowledge – wissenbasiertes Vorgehensmodell für Projektmanagement)**. [5] **Alle diese Modelle können beispielsweise im Projektmanagement, der Softwareentwicklung, der Produktenwicklung und uvm. eingesetzt werden.**

III. Kreativität – Der Schlüssel zu Visionen

Wir Menschen fassen alles gerne zusammen, bringen Struktur ins Chaos und vereinfachen Komplexität. Warum? Um unseren Verstand zu entlasten und vielleicht auch um neues zu entdecken, um Abläufe zu vereinheitlichen, bewertbar und vorhersehbar zu gestalten und so weiter. Gewissermaßen bricht hier das „Denken in Schubladen“ durch, doch nimmt uns das nicht Kreativität? Innovation und Vision als Produkte der Kreativität gehen dabei dann oft verloren. Was ist Innovation und Vision?

Der Begriff **Innovation** selbst ist auf vielerlei Art und Weise definierbar, wodurch er auch oft falsch angewendet wird. Innovation ist vom lateinischen Wort *innovare* (erneuern) abgeleitet und heißt wörtlich „Erneuerung“ oder „Neuerung“. Wenn eine Produktentwicklung („Am Anfang stand die Idee.“) etwas komplett Neues hervorbringt, oder bringen soll, spricht man von einer Innovation. Geprägt wurde der Begriff Innovation von Joseph Alois Schumpeter (1883-1950) in den 1930er Jahren als er von einer kreativen Zerstörung eines Ausgangszustands, um in ein neues Gleichgewicht zu gelangen, spricht [6]. Innovationen sind ein Haupttreiber für das Voranschreiten unserer Gesellschaft. In vielen Unternehmen gilt: Innovationen sichern die Zukunft. Wenn große Herausforderungen bevorstehen und die Verantwortung, einen Beitrag für eine lebenswerte Zukunft zu leisten, wächst, sind wahre Innovationskonzepte wichtiger den je.

Eine **Vision** beschreibt eine Vorstellung einer Idee, eines Bewusstseinsinhaltes der zukunftsbezogen als Erwartung oder Befürchtung vorkommen kann. Der Weg zu einer visionären Idee die unserer Vorstellung entspringt ist oft ein äußerst langer und erfordert ein gewisses Maß an unkonventionellem Denken. Wie Immanuel Kant es bereits formulierte: „Durch den Verstand werden die Vorstellungen zur Einheit verknüpft“ (Immanuel Kant, 1724-1804) [7]

Sich schlussfolgernd, planmäßig, linear und Schritt für Schritt nach bekannten, gewohnten Vorgehensmustern oder Modellen an die Lösungen heranzuarbeiten, wird auch konvergentes Denken genannt. Dieses Denkmuster ist natürlich zielführend, einfach und „leichter“ einzuordnen, aber, wie bereits zuvor erwähnt, schränkt es das kreative Denken ein. Kreatives Denken folgt eher einem divergenten Ansatz, bei dem man sich der Lösung eines Problems „ohne“ Muster, quasi assoziativ, nähert. Auch Emotionen und ungewöhnliche Einfälle können dabei von Nutzen sein. Meist kommen wir so auf Lösungen die wir sonst übersehen hätten.

Ich sage selbst immer: „*Mach die Dinge anders als bisher und du wirst neue Erkenntnis erlangen.*“

Wir sollten also das „Schubladen-Denken“ etwas in das Abseits stellen und stattdessen unsere Kreativität fördern! Kreativität ist eine der wertvollsten und faszinierendsten Eigenschaften unseres Verstandes. Kein Neurowissenschaftler, Genetiker, Soziologe, oder sonst ein Wissenschaftler, konnte bisher herausfinden wie der kreative Prozess in unserem Gehirn abläuft. Meine Kritik richtet sich nicht (ausschließlich) an die vorhandenen Modelle und die Prozesse, wie den Produktentwicklungsprozess, sondern eher an die Menschen und Firmen, die diese anwenden. Aus (meist) rein praktischen Gründen wurden solche Modelle entwickelt, doch wir dürfen nicht stupide diesen Abläufen folgen. Nichtlineare Prozesse, also nichtvorhersehbare Wendungen, die oft durch eher unbedeutende Ereignisse hervorgerufen werden, führen oft zu ganz neuen Konstellationen (z.B. Schmetterlingseffekt – geringfügige Änderungen der Anfangsbedingungen führen im langfristigen Verlauf zu völlig anderen Entwicklungen). [8] Nach Taleb ahnen wir heute noch nicht einmal, welche Herausforderungen, also „Schwarze Schwäne“, uns zukünftig erwarten. Deshalb sollten wir weniger linearen Abfolgen nachgehen, sondern einen neuen Weg gehen, Kreativität an den Tag legen und dadurch wieder Innovationen generieren, um weiterhin die erfolgreichste Säugetierart der Erde zu sein.

„Nicht weil es schwer ist, wagen wir es nicht, sondern weil wir es nicht wagen, ist es schwer.“

(Lucius Annaeus Seneca, 4 v.Chr. - 65 n.Chr.)

BERNHARD GRUBER

GEBOREN 1988 IN SCHÄRDING. STUDIERT IM LETZTEN SEMESTER DES ENGLISCHSPRACHIGEN MASTER-STUDIENGANGES MEDICAL ENGINEERING DER FH OBERÖSTERREICH - CAMPUS LINZ. IM RAHMEN SEINER MASTER-THESIS BESCHÄFTIGT ER SICH MIT ADAPTIVEN HOCHFREQUENZANTENNEN BEI DER MAGNETRESONANZTOMOGRAPHIE BEI DER SIEMENS HEALTHCARE GMBH IN ERLANGEN (DEUTSCHLAND). DIE ZUKÜNFTIGEN FORSCHUNGSSCHWERPUNKTE SEINES DOKTORATS IN BRISTOL (UK) BEI PAUL WARR WERDEN SICH IM BEREICH DER HOCHFELD-MRT, DER ADAPTIVEN HOCHFREQUENZTECHNIK UND DEN NEURO-DEGENERATIVEN ERKRANKUNGEN BEWEGEN. IN SEINER FREIZEIT ENGAGIERT SICH DER JUNGE INNVIERTLER EHRENAMTLICH SEIT 4 JAHREN IM IEEE STUDENT BRANCH JKU LINZ UND SEIT 15 JAHREN BEI DER TRACHTENKAPPELE MÜNZKIRCHEN. PRO SCIENTIA GEFÖRDERTER SEIT 2015.

Literatur

- [1] *Systematisch Lösungen realisieren: Innovationsprojekte leiten und Produkte entwickeln.* Peter Schweizer, 2. Auflage, VDV Hochschulverlag, 2008, 195ff
- [2] *Entwicklungsmethoden und -prozesse.* Fraunhofer Instituts für Produktionsanlagen und Konstruktionstechnik (IPK), <http://www.ipk.fraunhofer.de> (23.07.2015)
- [3] *Frascati Manual: Proposed Standard practice for surveys on research and experimental development.* OECD, 2002, Kapitel 2: 29-51
- [4] *Konstruktionslehre: Grundlagen Erfolgreicher Produktentwicklung. Methoden Und Anwendung.* Gerhard Pahl, Christoph Beitz, Jörg Feldhusen, K.H. Grote; Springer, 2005, Kapitel 5-8
- [5] *Überblick Vorgehensmodelle im Projektmanagement.* Y. Koord, V. Krauter, FOM Hamburg, 2009, Kapitel 3 und 4
- [6] *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie.* Joseph A. Schumpeter, (Einführung von Eberhard K. Seifert) 7. erweiterte Auflage. UTB, Stuttgart 1993
- [7] *Kritik der reinen Vernunft.* Immanuel Kant, 1. Auflage, Felix Meiner Verlag, Hamburg, 1990, Kapitel 31 (Erstpublikation 1781)
- [8] *The Black Swan - The Impact of the Highly Improbable.* Nassim Nicholas Taleb, Random House Publishing Group, 2010, 88f und Kapitel 11

Marlene Brosch, Graz

Familienmodelle im Wandel?

1. Einführung

Das Großkonzept „Familie“ und seine Ausdifferenzierung steht schon seit längerem im Mittelpunkt der medialen und politischen Debatte: Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare, medizinisch unterstützte Fortpflanzungsmethoden, Leihmutterchaft – all diese Themen polarisieren weit über die Grenzen verschiedenster Disziplinen (Rechtswissenschaften, Politikwissenschaften, Medizin...) hinaus. Im vorliegenden Beitrag soll ein Ausschnitt über einzelne aktuelle Diskussionsaspekte hinsichtlich der Gestaltung des Privat- und Familienlebens gebracht werden.

2. Rechtliche Grundlagen und Änderungen im Überblick

2.1. Ehe und gleichgeschlechtliche Partnerschaften

Die Forderung einer „Ehe für alle“ ist national wie international stark im öffentlichen Diskurs präsent. Die EU-Mitgliedsstaaten führen beinahe reihenweise die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare ein. In Österreich hingegen zeichnen sich auf politischer Ebene noch keine konkreten Reformen ab, wobei eine entsprechende Bürgerinitiative nunmehr im Laufen ist.¹ Diese bevölkerungsinitierte Positionsergreifung könnte insofern eine neue Entwicklung darstellen, als bisherige Gesetzesänderungen in diesem Zusammenhang großteils nicht primär politikgesetzgeberischer Natur waren, sondern höchstgerichtlich erwirkt wurden. Besonders wichtige Anstöße kamen hierbei vom österreichischen Verfassungsgerichtshof (VfGH) und vom Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR).

So erklärte der EGMR im Jahr 2013 das Verbot der Stiefkindadoption für den gleichgeschlechtlichen Stiefelternteil wegen unsachlicher Diskriminierung für konventionswidrig (d.h. gegen die grundrechtlichen Bestimmungen der Europäischen Menschenrechtskonvention – kurz EMRK – verstoßend).² Quasi als logischer Folgeschritt judizierte der VfGH ein Jahr später die Zulässigkeit der Fremdkindadoption, also die gemeinsame Adoption durch eingetragene Partner.³ Der VfGH hat sich außerdem in einer Entscheidung zur medizinisch unterstützten Fortpflanzung für lesbische Paare dahingehend ausgesprochen, dass „gleichgeschlechtliche Partnerschaften gesellschaftlich gesehen nicht in einem Substitutionsverhältnis zu Ehen und verschiedengeschlechtlichen Lebensgemeinschaften [stehen], sondern treten zu diesen hinzu; sie vermögen diese daher auch nicht zu gefährden.“⁴ Dieser Standpunkt des Höchstgerichts könnte (trotz seiner rechtlich nicht-bindenden Kraft) für zukünftige legislatorische Entwicklungen durchaus richtungsweisend sein.

Die Forderungen der Interessensvertretungen und Vereine für gleichgeschlechtliche Paare beziehen sich insbesondere

darauf, dass die eingetragene Partnerschaft trotz weitgehender Regelungen der Ehe nicht umfassend gleichgestellt ist.⁵ Um eine rein sprachliche „Etikettierung“ geht es wohlgerne nicht; die Gleichstellung von hetero- und homosexuellen Paaren zielt vielmehr auf eine rechtliche Gleichbehandlung ab, d.h. auf die Forderung, allen Paaren dieselben Rechte und Pflichten zuzusprechen, sei es im Erbrecht, im Unterhaltsrecht, im Kindschaftsrecht, etc. Der Ausgangspunkt ist hier aber die traditionelle Definition der Ehe als Mann-Frau-Verbindung, im Sinne der mit ihr verbundenen Vorstellungen und sittlich-kulturellen Werteordnung. Diese können nicht per Gesetzesnovelle „ausgelöscht“ werden; sie beruhen auf der kulturellen und gesellschaftlichen Entwicklungsgeschichte eines Landes und (des Großteils) seiner Bevölkerung und sind insofern als wichtiger Bestandteil in der Diskussion nicht hinten zu halten. Andererseits sind der Gleichheitsgrundsatz und das Diskriminierungsverbot grundlegende und gewichtige Werte eines demokratischen Staates und seines Rechtssystems. Ob vor diesem Hintergrund das Recht, eine Ehe zu schließen, ein „Grundrecht“ bzw. „Menschenrecht“ wie die Meinungsäußerungsfreiheit oder die Unverletzlichkeit des Eigentums konstituiert und daher jedem Bürger und jeder Bürgerin in gleicher Weise und ohne Differenzierungen zusteht, ist meines Erachtens die Grundfrage der Auseinandersetzung. Angesichts der komplexen Interessenskollisionen und der fehlenden Einigung auf parteipolitischer Ebene ist eine definitive Entscheidung des österreichischen Gesetzgebers zur völligen Gleichstellung hetero- und homosexueller Paare in nächster Zeit wohl eher nicht zu erwarten.

2.2. Medizinisch unterstützte Fortpflanzung

Ein zentrales Regelwerk ist das Fortpflanzungsmedizinengesetz (FMedG) 1992⁶, das in seiner Stammfassung eine Reihe an den Arzt gerichtete Verbotsvorschriften zur medizinisch unterstützten Fortpflanzung enthielt. Aus Gründen der Volksgesundheit und sittlich-kulturellen Vorstellungen liegt das Verbot oder Einschränken gewisser Fortpflanzungsmethoden zunächst im öffentlichen Interesse;⁷ zudem werden durch entsprechende Rechtsregeln Missbrauchsgefahren und Unsicherheiten vermieden. Kritikfrei blieb das FMedG im Zuge der Jahre allerdings nicht. Der EGMR argumentierte in einer Entscheidung im Jahr 2012 zum Verbot der In-Vitro-Fertilisation mit Spendersamen und des Embryotransfers nach Eizellenspende zwar noch relativ vorsichtig,⁸ indem er diese Verbote nicht aufhob, aber auf eine durchaus mögliche gesetzgeberische Entwicklung verwies. Der VfGH ging 2013 einen Schritt weiter und hob die Regelungen des FMedG, die gleichgeschlechtlichen Frauenpaaren eine künstliche Befruchtung mit Spendersamen verwehrte, wegen ungerechtfertigter Diskriminierung als verfassungswidrig auf.⁹

Im Zuge des Fortpflanzungsmedizinrechts-Änderungsgesetzes 2015 (FMedRÄG)¹⁰ hat der österreichische Gesetzgeber auf diese Entscheidung reagiert und das Fortpflanzungsmedizinrecht teilweise liberalisiert und an europaweite Entwicklungen angepasst, namentlich durch die Öffnung der medizinisch unterstützten Fortpflanzung für lesbische Frauenpaare und die Zulassung von Samenspenden für In-vitro-Fertilisationen sowie von Eizellenspenden.¹¹ Die Präimplantationsdiagnostik als „ultima ratio“ wurde in taxativ aufgezählten Ausnahmefällen zugelassen (§ 2a FMedG). Der Großteil dieser Neuregelungen ist am 24.2.2015 in Kraft getreten.

Da die höchstgerichtliche Entscheidung aus 2013 und die Änderungen im FMedG erhebliche Rechtsfolgen im Zusammenhang mit der Eltern- und Kindschaft auslösten, musste der Gesetzgeber auch die einschlägigen Regeln des Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches (ABGB) anpassen, um Normwidersprüche und Gesetzeslücken in Folge der Gesetzesaufhebung durch den VfGH zu reparieren bzw zu schließen. Die künstliche Insemination mit Spendersamen für gleichgeschlechtliche Frauen hat nämlich insofern weit reichende Konsequenzen für das Abstammungsrecht, als die Frage der Elternschaft neu zu klären ist. Nach der nunmehr angepassten Terminologie des ABGB beinhaltet der Begriff „Eltern“ daher sowohl verschieden- als auch gleichgeschlechtliche Paare (§ 197 Abs 4 ABGB). Grundsätzlich gelten für den Ehemann verschiedene gesetzliche Vermutungen, die ihn als Vater ausweisen (siehe §§ 144 Abs 1, 148 Abs 3 und § 152 ABGB).¹² Spiegelbildlich gestalten sich nun auch die entsprechenden Regeln zur Elternschaft der zweiten Mutter bei lesbischen Paaren (vgl § 144 Abs 2 ABGB): Dieser kommen als sog. „Co-Mutter“ alle Rechte und Pflichten zu, die einem „Vater“ an ihrer Stelle zukommen würden (§ 144 Abs 3 ABGB), etwa hinsichtlich unterhaltsrechtlicher oder erbrechtlicher Aspekte. Mutter ist nach wie vor diejenige Frau, „die das Kind geboren hat“ (§ 143 ABGB).

Unangetastet blieb im Zuge der Reform die Unzulässigkeit der Embryospende, fortpflanzungsmedizinischer Eingriffe in Ehen oder Lebensgemeinschaften ohne medizinische Indikation sowie entsprechender Maßnahmen bei alleinstehenden Frauen (siehe § 2 f FMedRÄG 2015). Die Leihmutterchaft wird als eigener Punkt noch genauer besprochen.

2.3. Internationaler Rundblick

Auch außerhalb Österreichs ist viel im Gange. Der internationale Trend zeigt in Richtung Öffnung und Reform: Gleichgeschlechtliche Paare können sich nunmehr im Großteil der europäischen Staaten – Portugal, Spanien, Frankreich, Belgien, Luxemburg, die Niederlande, Großbritannien, Island, Dänemark, Norwegen, Schweden und Finnland – verehelichen und ihnen stehen bis auf Portugal auch vollständige Adoptionsrechte zu. Nach der Volksabstimmung in Irland Ende Mai zur Öffnung der Ehe für Homosexuelle steigt der Druck auch auf die deutsche Regierung seitens des Bundesrates, wobei sich bislang keine Konsequenzen abzeichneten.¹³ Außerhalb Europas zeigte sich jüngst ein historischer Schritt: der US-amerikanische Supreme Court sprach sich Ende Juni 2015 in der Rechtssache *Obergefell v. Hodges* für die Vereinbarkeit der Ehe für homosexuelle Paare mit der US-amerikanischen Verfassung und

für ihre Zulässigkeit im gesamten US-Gebiet aus. Das bisher in manchen Bundesstaaten existierende Verbot gleichgeschlechtlicher Ehen ist damit aufgehoben. Dieses Urteil ist der Endpunkt eines jahrelangen Rechtsstreites über die Gleichbehandlung hetero- und homosexueller Paare; es wurde landesweit durchwegs positiv aufgenommen, fiel aber mit knapper Mehrheit (5:4) aus.¹⁴

Im Nachbarland Italien ist eine Heirat für homosexuelle Partner nach wie vor nicht möglich. Der italienische Kassationsgerichtshof (Corte di Cassazione) hatte im Jahr 2012 zwar die rechtsverbindliche Anerkennung im Personenstandsregister einer im Ausland gültig geschlossenen Ehe zwischen zwei italienischen Staatsangehörigen gleichen Geschlechts abgelehnt, aber zugleich festgehalten, dass Partner einer stabilen gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaft genauso ein Recht auf das Führen eines Familien- und Beziehungslebens zusteht und sie dementsprechend eine grundsätzliche Gleichbehandlung mit heterosexuellen Ehepaaren beanspruchen können.¹⁵ Aus dieser vage gehaltenen Formulierung heraus haben gerichtliche Unterinstanzen in einzelnen Regionen zum Teil bereits eine rein deklaratorische (d.h. ohne rechtsgestaltende Wirkung ausgestattete) „Eintragung“ ins Personenstandsregister bejaht, weil diese nicht gegen den sog. „ordre public“, der staatlichen Rechts- und Werteordnung, verstößt, und nur der Publizität eines bereits gültigen Aktes dient.¹⁶ Eine in der Öffentlichkeit stark diskutierte und kritisierte Gesetzesreform im Bereich des Familienrechts zur Einführung einer „Zivilpartnerschaft“ für homosexuelle Paare als Äquivalent der Ehe wird derzeit verhandelt.¹⁷

3. Leihmutterchaft und Kindeswohl – Miteinander oder Gegeneinander?

3.1. Länderübergreifendes Phänomen

Die Leihmutterchaft („surrogacy motherhood“, „gestation pour autrui“, „gestazione surrogata“) ist in Österreich (wie auch in den meisten europäischen Staaten) nach wie vor verboten (siehe § 2 f FMedRÄG). Nicht selten lassen Paare daher Leihmutterchaften im Ausland durchführen („Medizintourismus“¹⁸). Solche Leihmutterchaftsfälle mit Auslandsbezug bereiten regelmäßig akute rechtliche Probleme, da sich im Heimatstaat die Frage stellt, ob und wie das Kind als den Wunscheltern zugehörig anerkannt werden soll/kann. Je nach Staat wird dies aufgrund von Erwägungen des „ordre public“ verneint. So wird etwa aus deutscher Sicht der Leihmutterchaftsvertrag selbst als nicht mit den grundlegenden Prinzipien des deutschen Rechts vereinbar gewertet, weil das deutsche Recht Leihmutterchaften aus sittlichen und öffentlich-rechtlichen Gründen verbietet. Vom Leihmutterchaftsvertrag zu unterscheiden ist aber die ausländische Entscheidung, die „nur“ feststellt, dass ein von der Leihmutter geborenes Kind rechtlich seinen Wunscheltern zugeordnet wird. Die Grundrechte der Betroffenen rechtfertigen hier die Anerkennung der Elternschaft, da gerade eben durch sie eine das Kindeswohl und die Rechte des Kindes wahrende Situation – die Zuweisung des Kindes an die Wunscheltern – geschaffen wird.¹⁹ Ein „ordre public“-Verstoß wird daher in Leihmutterchaftsfällen immer seltener bejaht.²⁰

Kritiker befürchten darin zwar eine Anerkennung der Leihmutterschaft „durch die Hintertür“; doch generalpräventive Erwägungen, die, um Leihmutterschaften zu verhindern, die Zuweisung des Kindes an die Wunscheltern verneinen, greifen hier fehl.²¹

So gestalteten sich 2014 die verbundenen Rechtssachen *Mennesson gegen Frankreich* und *Labassée gegen Frankreich* vor dem EGMR, in denen der Gerichtshof über zwei Leihmutterschaftsfälle im Spannungsfeld der Interessenskollisionen zwischen Einzelpersonen und dem Staat zu entscheiden hatte.²² In beiden Fällen wurde von einem französischen Ehepaar in den USA eine Leihmutterschaft mit den Samenzellen des Ehemannes und anonymer Eizellenspende durchgeführt. Die französischen Behörden verweigerten die Anerkennung bzw. Feststellung der Abstammung des Kindes von den Wunscheltern. Der französische Oberste Gerichtshof (Cour de cassation) stützte die Verweigerung auf das Verbot der Leihmutterschaft in Frankreich; eine Anerkennung der nach französischem Recht nichtigen Vereinbarung über die Leihmutterschaft verstoße gegen den „ordre public“. Der EGMR hingegen gab den Anträgen der Beschwerdeführer Folge. Da die Kinder mit ihrem jeweiligen Wunschvater genetisch verwandt sind, verletze eine Verweigerung der Eintragung ihrer Abstammung ihr Recht auf Wahrung der Identität und damit des Privatlebens im Sinne des Artikel 8 der Europäischen Menschenrechtskonvention. Der EGMR bejaht also eine Grundrechtsverletzung nur der Kinder, nicht der Eltern.

So hat erstmals auch der deutsche Bundesgerichtshof (BGH) im Jahr 2014 im Zuge eines – sozusagen – „klassischen“ und relativ unproblematischen Leihmutterschaftsfalles entschieden, in dem ein deutsches homosexuelles Paar eine Leihmutterschaft in Kalifornien unter Verwendung der Samen eines der Partner durchführen ließ.²³ Den – durchaus vorsichtigen – Argumentationen des BGH zur Folge sind ausländische Entscheidungen, die die Elternschaft der Wunscheltern feststellen, als solche in Deutschland vollumfänglich anzuerkennen, wenn ein Wunschelternteil mit dem Kind genetisch verwandt ist. Dies sei im Lichte der betroffenen Grundrechte geboten; ein Verstoß gegen die Prinzipien der deutschen Rechts- und Werteordnung liege nur in Ausnahmefällen vor, der hier aber aufgrund der genetischen Verwandtschaft des Kindes zum Vater nicht gegeben sei. Diese Entscheidungsmaximen gelten gleichermaßen für hetero- als auch homosexuelle Paare. Wie der Fall aber bei keiner genetischen Verwandtschaft zu entscheiden wäre, hat der BGH offen gelassen.²⁴ Wesentlich problematischer erweisen sich zudem Fälle, in denen die ausländischen Behörden z.B. die Wahrung der Rechte der Leihmutter und ihre Zustimmung zur Abgabe des Kindes an die Wunscheltern nicht überprüfen.²⁵ Offenbar wertet die internationale und nationale Rechtssprechung die genetische Verwandtschaft als wesentlichen Rechtfertigungsgrund für die Anerkennung der Elternschaft der Wunscheltern, um ein das Kindeswohl wahrendes Ergebnis zu erzielen. Ebenso wie später der BGH ließ der EGMR in seinen Urteilen die Fallkonstellation offen, in denen das Kind zu keinem Wunschelternteil genetisch verwandt ist. Ob die erwähnten Entscheidungen auf solche Fälle anzuwenden sind, ist fraglich.²⁶ Die jüngste einschlägige Entscheidung des EGMR aus 2015 würde dagegensprechen: In der Rechtssache

Paradiso und Campanelli gegen Italien ging es um ein italienisches Ehepaar, welches im Jahr 2011 in Russland eine Leihmutterschaft durchführen ließ.²⁷ Die italienischen Behörden verweigerten die Eintragung des Kindes auf Basis der russischen Geburtsurkunde, die die Wunscheltern als biologische Eltern auswies. Ein DNA-Test ergab, dass das Kind zu keinem Wunschelternteil genetisch verwandt ist (d.h. die Geburtsurkunde enthielt – zum Teil bewusst – falsche Angaben). Dies konnte sich das Paar selbst nicht erklären, weil die Leihmutterschaft mit den Samen des Wunschvaters durchgeführt hätte werden sollen. Das Kind, welches zu dem Zeitpunkt knapp ein halbes Jahr alt war, wurde den Wunscheltern mit dem Vorwurf abgenommen, diese seien nicht geeignet, das Kind großzuziehen und hätten die Leihmutterschaft aus reinem Egoismus und zur Lösung ihrer Beziehungsprobleme vorgenommen. Das Kind wurde zuerst in einem Heim und im Jahr 2013 in einer Pflegefamilie untergebracht und bekam eine neue Identität verliehen. Zu den Wunscheltern hatte es seit der Abnahme keinen Kontakt mehr. Der EGMR warf den italienischen Behörden eine Missachtung des Kindeswohls vor, das – wie schon in *Menesson* und *Labassé* hervorgegangen – ein zentrales Abwägungskriterium darstellt. Die Abnahme sei zwar eine extreme Maßnahme, die nur in akuten Gefahrensituationen (z.B. Gewalt oder Missbrauch) gerechtfertigt sei,²⁸ doch eine Rückgabe des Kindes wurde letztlich nicht angeordnet: Das Kind lebt schon seit 2013 bei der Pflegefamilie und hat mit dieser eine enge Beziehung aufgebaut. Ein erneuter Wechsel würde das Kindeswohl nur gefährden. Den Wunscheltern wurde daher lediglich ein Schadensersatzanspruch gegen Italien zugesprochen. Ausschlaggebend wird also gewesen sein, dass im Unterschied zu *Menesson* und *Labassée* keine genetische Verwandtschaft zu den Wunscheltern besteht, die der EGMR als wesentlichen Umstand für eine Anerkennung gewertet hatte.²⁹ Im Ergebnis kommen Fälle wie *Paradiso und Campanelli* einer Adoption gleich, da adoptierte Kinder in der Regel zu keinem Elternteil genetisch verwandt sind. Es stellen sich hierbei jedenfalls eine Reihe an komplexen rechtlichen Fragen, die an dieser Stelle nicht erörtert werden können. Es bleibt insofern abzuwarten, ob und wie sich die nationalen Gerichte an der Rechtsprechung aus Straßburg orientieren und über welche Fallkonstellationen der EGMR in Zukunft entscheiden wird.

3.2. Österreichische Sicht

Wie aus den bereits erläuterten Entscheidungen hervorgeht, werden Leihmutterschaften häufig in US-Bundesstaaten vorgenommen, weil dort die Gerichte per Beschluss die Wunscheltern als genetische und rechtliche Eltern feststellen. So ereignete es sich auch in zwei Fällen vor dem VfGH. Im ersten Fall aus 2011 ließ ein in Österreich wohnhaftes Paar (österreichische Wunschmutter und italienischer Wunschvater) im US-Bundesstaat Georgia zwei Kinder von einer Leihmutter austragen, die genetisch von den Wunscheltern abstammen.³⁰ Im zweiten Fall aus 2012 ließen die österreichischen Wunscheltern die Leihmutterschaft in der Ukraine vornehmen.³¹ Der VfGH bejahte letztendlich in beiden Fällen die rechtliche Elternschaft der Wunscheltern und verneinte einen Verstoß gegen den österreichischen „ordre public“. Der Anerkennung

der Elternschaft stehen keine höherwertigen öffentlichen Interessen entgegen. Allerdings gelangte der VfGH auf methodisch ungenauer Weise zu seinem rechtlichen Ergebnis, zumal er sich mit der äußerst komplexen Frage des auf die Feststellung des Kindschaftsverhältnisses anzuwendenden nationalen Rechts (bewusst?) nicht auseinandersetzte.³²

Wer ist aber nun die Mutter, wo nach österreichischem Recht die gebärende Frau ex lege (§ 143 ABGB) als rechtliche Mutter gilt? Auch die gesetzlichen Vermutungen hinsichtlich der Vaterschaft können in manchen Fällen nicht greifen. Außer Streit steht, dass das Kind zu seinem Wohl jenen Personen zuzuordnen ist, die die Obsorge über das Kind ausüben und es großziehen wollen, d.h. den Wunscheltern und nicht der Leihmutter, welche die Mutterrolle vereinbarungsgemäß gar nicht übernehmen will. Ist das Kind einmal „da“, kann jedenfalls nicht aufgrund „präventiver Erwägungen“ zur Vermeidung und „Abschreckung“ zukünftiger Fälle ihm und seinen Wunscheltern die Einreise in den Heimatstaat verneint werden; denn so würden Kinder, die durch im Heimatstaat (in diesem Fall Österreich) unzulässige Methoden gezeugt wurden, mittelbar für die Gesetzesumgehungen der Wunscheltern bestraft werden, obwohl sie selbst keinen Einfluss auf ihre („unrechtmäßige“) Zeugung haben. Der VfGH hat daher zu Recht in den Leihmutterchaftsfällen das Kindeswohl als primären Entscheidungsfaktor berücksichtigt und daher die Wunscheltern als rechtliche Eltern anerkannt.

4. „Modell“ des Familienlebens?

Der Titel des vorliegenden Beitrages wurde bewusst etwas „provokant“ formuliert, da die Bezeichnung Familien“modell“ eine wertende Eigenschaft in sich trägt. Als unabdingbare Prämisse ist zunächst zu berücksichtigen, dass in einem Staat oder Kulturkreis ein bestimmtes Bild der „Standardfamilie“ in der Gesellschaft verbreitet ist. Doch angesichts der vielfältigen Formen des zwischenmenschlichen Gemeinschaftslebens wird zunehmend in Frage gestellt, ob von einem konkret abgrenzbaren „Modell“ der Familie noch zu sprechen ist.

Die Bezeichnung als „Modell“ wird im allgemeinen Sprachgebrauch mit Konzepten wie Ideal, Norm, Regel, Vorbild etc. verbunden. Ist es für den so sensiblen und intimen Bereich der familiären Gestaltung – dem Kern unseres Privatlebens – akzeptabel, dass als „Maßstab“ oder Grundlage ein bestimmtes „ideales“ Familienbild dienen soll? Darf der Staat ein Familien“modell“ sozusagen „aufzwingen“? Ab wann eine Familie im rechtlichen Sinne überhaupt vorliegt, ist nicht geregelt; eine „Legaldefinition“ der Familie gibt es schließlich nicht.³³ Der Staat hat als Rechts- und Steuerungssystem gesellschaftliche Veränderungen entsprechend wahrzunehmen, aber auch traditionelle Werte und Institutionen zu schützen. Ob dies es (noch) rechtfertigt, einer Verbindung verschiedengeschlechtlicher Partner höheren Stellenwert und höhere Schutzwürdigkeit zuzusprechen als einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft, wird weiterhin Gegenstand des politischen und zivilgesellschaftlichen Diskurses sein.

5. Fazit und Ausblick

In der gegenständlichen Diskussion um die Familie als Kern unserer Gesellschaft spielen ethische, moralische, kulturelle und gesellschaftliche Einflüsse und Argumente eine zentrale Rolle. Es handelt sich hierbei um den höchstpersönlichen Bereich des menschlichen Zusammenlebens, in dem Interessen des Einzelnen und seine Grundrechte einerseits und öffentliche Interessen der Allgemeinheit und des Staates andererseits kollidieren. Führt man sich die rezenten Änderungen – Stiefkind- und Fremdkindadoption, medizinisch unterstützte Fortpflanzung, Anerkennung der Elternschaft – und den nicht zu unterschätzenden Druck von europäischer und internationaler Seite vor Augen, erscheint der Schritt zur „Ehe für alle“ zwar theoretisch de lege ferenda nicht weit entfernt, könnte aber am Fehlen eines politischen Konsenses scheitern. Letzteren durch Urteile des VfGH und EGMR zu ersetzen und somit die Höchststrichter als „negative Gesetzgeber“ die Aufgabe wahrnehmen zu lassen, die eigentlich Parlament und Regierung zufällt, ist jedoch keine langfristig akzeptable Option. Zudem sollte angesichts der tragenden Rolle der betroffenen Werte der Bevölkerung eine Möglichkeit zur Mitbestimmung zukommen. Die Grundfrage der Debatte, wie weit der Staat in das Privat- und Familienleben seiner Bürgerinnen und Bürger eingreifen darf und wie weit die Privatautonomie des Einzelnen reichen soll, ist und bleibt eine schwierige rechtspolitische (Kompromiss-) Entscheidung.

MARLENE BROSCH

GEBOREN IN FLORENZ UND AUFGEWACHSEN IN DER SÜDSTEIERMARK, STUDIERT RECHTSWISSENSCHAFTEN IN GRAZ UND BOLOGNA. IHR ZWEITSTUDIUM DER FRANZÖSISCHEN SPRACHE SCHLOSS SIE 2015 AB. SEIT 2014 IST SIE ALS UNIVERSITÄTSASSISTENTIN AM INSTITUT FÜR ZIVILRECHT DER KARL-FRANZENS-UNIVERSITÄT GRAZ TÄTIG UND DISSERTIERT IM BEREICH DES INTERNATIONALEN PRIVATRECHTS UND INTERNATIONALEN ZIVILVERFAHRENSRECHTS MIT SCHWERPUNKT EUROPÄISCHES FAMILIEN- UND ERBRECHT. PRO SCIENTIA GEFÖRDERTE SEIT 2015.

¹ Siehe Brückner, Homo-Ehe: Initiative erhöht Druck auf Parlament, in Der Standard, 11.6.2015, 9.

² EGMR 19.2.2013, 19010/07 X et al. gegen Österreich.

³ VfGH 11.12.2014, G 119/2014 ua.

⁴ VfGH 10.12.2013, G 16/2013 ua.

⁵ Das Eingetragene Partnerschaft-Gesetz (EPG) ist dem Ehegesetz (EheG) größtenteils, aber nicht vollständig angelehnt.

⁶ BGBl 1992/275.

⁷ Herndl, Die Abstammung des Kindes einer Leihmutter und ihre Auswirkungen im internationalen Erbrecht, NZ 2014, 253 (259).

⁸ EGMR 3.11.2011, 57813/2000 S.H. et al. gegen Österreich.

⁹ Siehe FN 4.

¹⁰ BGBl 2015/35; siehe http://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblAuth/BGBLA_2015_I_35/BGBLA_2015_I_35.html (abgefragt am 19.6.2015).

- ¹¹ Einen guten Überblick bietet Wendehorst, Neuerungen im österreichischen Fortpflanzungsmedizinrecht durch das FMedRÄG 2015, iFamZ 2015, 4 ff.
- ¹² Der Samenspender kann allerdings nicht als Vater festgestellt werden; siehe § 148 Abs 4 ABGB.
- ¹³ ZEIT ONLINE, Bundesrat fordert Bundestag zur Öffnung der Ehe auf <http://www.zeit.de/politik/deutschland/2015-06/gleichgeschlechtliche-ehe-gleichstellung-ehe-fuer-alle-abstimmung-bundesrat> (Stand 12.6.2015).
- ¹⁴ Supreme Court of the United States, Obergefell et al. v. Hodges; siehe http://www.supremecourt.gov/opinions/14pdf/14-556_3204.pdf (abgefragt am 27.6.2015).
- ¹⁵ Corte di Cassazione, 15.3.2012, n. 4184/2012.
- ¹⁶ Siehe etwa Tribunale di Grosseto 3.4.2014, n. 113/2014; dazu ausführlich Ciaralli, Il Tribunale di Grosseto ordina al Comune la registrazione di un matrimonio omosessuale: Una pronuncia dal tono costituzionale, in Osservatorio Costituzionale 2014, <http://www.osservatorioaic.it/il-tribunale-di-grosseto-ordina-al-comune-la-registrazione-di-un-matrimonio-omosessuale-una-pronuncia-dal-tono-costituzionale.html> (abgefragt am 14.6.2015).
- ¹⁷ Zum Stand des parlamentarischen Verfahrens siehe <http://www.senato.it/leg/17/BGT/Schede/Ddliter/39314.htm> (abgefragt am 14.6.2015).
- ¹⁸ Erlebach, Wo steht Österreich vor und nach der Reform des FMedG? Ein europäischer Rechtsvergleich, iFamZ 2015, 10 (10).
- ¹⁹ Vgl. Heiderhoff, Rechtliche Abstammung im Ausland geborener Leihmutterkinder, NJW 2014, 2673 (2674 f, 2678).
- ²⁰ Siehe Frank, Anm zu EGMR 26.6.2014, 65192/11 und 65941/11, FamRZ 2014, 1527 (1528).
- ²¹ Vgl. Dethloff, Leihmütter, Wunscheltern und ihre Kinder, JZ 2014, 922 (926 mwN).
- ²² EGMR 26.6.2014, 65192/11 und 65941/11.
- ²³ BGH 10.12.2014, XII ZB 463/13.
- ²⁴ BGH XII ZB 463/13 Rz 53.
- ²⁵ Vgl. Heiderhoff, Anmerkung zu BGH 10.12.2014 XII ZB 463/13, NJW 2015, 485.
- ²⁶ Cap, Anmerkung zu EGMR 26.6.2014, 65192/11 und 65941/11, iFamZ 2014, 231 (231).
- ²⁷ EGMR, 27.01.2015, 25358/12.
- ²⁸ EGMR 25358/12 Rz 69, 80.
- ²⁹ Lederer, Der EGMR und die Leihmutterschaft – das letzte Wort ist noch lange nicht gesprochen! <http://www.abstammungsrecht.de/nadine-lederer-der-egmr-und-die-leihmutterschaft-das-letzte-wort-ist-noch-lange-nicht-gesprochen/> (Stand 17.3.2015).
- ³⁰ VfGH 14.12.2011, B 13/11-10.
- ³¹ VfGH 11.10.2012, B 99/12.
- ³² Zur Kritik siehe ausführlich Lurger, Das österreichische IPR bei Leihmutterschaft im Ausland – das Kindeswohl zwischen Anerkennung, europäischen Grundrechten und inländischem Leihmutterschaftsverbot, IPRax 2013, 282 (284 ff).
- ³³ Vgl. die Definition aus Duden, Deutsches Universalwörterbuch⁷ (2011) s.v. Familie: „[...] aus einem Elternpaar oder einem Elternteil und mindestens einem Kind bestehende [Lebens]gemeinschaft.“

Michaela Neulinger, Innsbruck

Heterogenität von Raum und Zeit

Chancen und Gefahren eines Modells pluraler Gesellschaften nach Talal Asad

Der Umgang des demokratischen Staates mit Pluralität, insbesondere religiöser Pluralität, bildet nach Charles Taylor den Kern des Säkularismus.¹ Keine weltanschauliche Gruppierung darf bevorzugt werden. Aufgabe des säkularen demokratischen Staates ist es, ein Maximum an Freiheit und Gleichheit für alle zu garantieren.² Ein massiver Kritiker säkular-demokratischer Staaten ist der muslimische Religionsanthropologe Talal Asad.³ Ausgehend von einer Auseinandersetzung mit dem Begriff der Religion und den Genealogien des Säkularen weist er den angeführten Anspruch maximaler Freiheit und Gleichheit als heuchlerisch zurück. Das säkular-liberale System kann nicht leisten, was es verspricht. Dies gilt besonders für den Umgang mit Muslimen, die aus diesem System ausgeschlossen werden. Um diesen Ausschluss zu überwinden, plädiert Asad für die Heterogenität von Raum und Zeit und den Schutz von (religiöser) Partikularität. Asad trifft mit seiner Kritik an den homogenisierenden, exklusivistischen Tendenzen des säkular-liberalen Systems einige Schwachpunkte, doch offenbaren sich in seiner Kritik auch Gefahren. Liegt die Lösung des Pluralitätsproblems in der Rückkehr zum osmanischen Millet-System? Oder gibt es Alternativen zu einem strikt getrennten Nebeneinander? Der folgende Beitrag bietet einen Einblick in das Plädoyer Asads für Heterogenität unter besonderer Berücksichtigung der Thesen Charles Taylors. Am Ende werden keine Lösungen stehen, sondern Fragen, an denen es weiterzuarbeiten gilt.

Charles Taylor – Talal Asad

Unter Rückgriff auf Charles Taylor stellt Asad fest, dass der moderne säkulare Staat wesentlich auf der Überschreitung von Differenzen in puncto Klasse, Geschlecht und Religion im Prinzip der Citizenship (Bürgerschaft) basiert. Diese Überschreitung der Differenzen zielt nicht nur auf Toleranz und sozialen Frieden, sondern auch auf eine Neudefinierung und Überschreitung der Praktiken des Selbst. Während so genannte vormoderne Gesellschaften Identitätsdifferenzen auf lokaler Ebene bestehen ließen, zielt der moderne säkulare Staat auf Homogenität. Diese bezieht sich nicht nur auf den Raum, sondern umfasst auch die zeitliche Dimension, insofern homogene Zeit etwa zentral ist für die politische Ökonomie.⁴

Die Konzeption eines homogenen Raums und einer homogenen Zeit, wie sie Asad bei Taylor feststellt, werden allerdings der einer Gesellschaft inwohnenden Pluralität nicht gerecht. Menschen leben stets in unterschiedlichen Zeitlichkeiten (temporalities), bewegen sich in pluralen Räumen. Für Asad ist es in Folge fraglich, ob liberale Demokratien unter dieser Voraussetzung überhaupt zu einer direkten Beteiligung ihrer Bürgerinnen und Bürger – in aller ihrer Partikularität – fähig sind.⁵ Dies wird besonders schlagend, wenn es um den Ort von Muslimen in

Europa geht. Asad geht es nicht um den Vorgang der Identitätskonstruktion als solche, sondern um die Sicherung partikularer Lebensentwürfe:

„...the focus should be on what it takes to live particular ways of life continuously, co-operatively, and unselfconsciously.“⁶

Taylor und Asad verfolgen im Grunde sehr ähnliche Fragestellungen. Beiden geht es um die Vermittlung von Einheit und Vielfalt, wobei Asad ersterem vorwirft, die Pluralität hintanzustellen und durch das Einheitsprinzip „Citizenship“ zu überformen. Asad will zwischen partikularen Lebensentwürfen und Gemeinschaft vermitteln, ohne die Spannung in Richtung eines der beiden Pole aufzulösen.⁷ Sein Anliegen ist es, die Partikularität von Lebensentwürfen und die damit verbundenen Konzepte und Praktiken des Selbst zu bewahren und ihre Auflösung in einer höheren Identität zu verhindern.

Die Brücke zur Radical Orthodoxy

Wichtigster Verbündeter in diesem Unterfangen ist der anglikanische Theologe und Begründer der Radical Orthodoxy John Milbank. Dieser unterscheidet zwischen einfachen und komplexen Räumen („enlightenment simple space“, „gothic complex space“).⁸ Der einfache, homogene Raum der Aufklärung ist für Milbank – und daran anschließend Asad – eine idealisierende Abstraktion. Jede Aktion ist Interaktion, hat mehr oder weniger direkten Einfluss auf andere. Die Komplexität von (Handlungs-) Räumen ist nach Milbank vorgegeben und besitzt eine quasi natürliche ontologische Priorität.⁹ Im Konzept einfacher Räume hingegen herrscht der Souverän über die homogene Masse, es ist die Unterwerfung unter *einen*. Der moderne säkulare Nationalstaat ist Milbank wie Asad¹⁰ Paradebeispiel dafür. William Cavanaugh erläutert dies im Anschluss an Milbank:

“...the state “creates” society by replacing the complex overlapping loyalties of medieval societies with one society, bounded by borders and ruled by one sovereign to whom allegiance is owed in a way that trumps all other allegiances.”¹¹

Milbank wie Asad stellen dem modernen säkularen Nationalstaat die mittelalterliche Welt des Christentums bzw. Islam gegenüber:

„Unlike the modern, secular world of nation-states, medieval Christendom and Islam recognized a multiplicity of overlapping bonds and identities. People were not always expected to subject themselves to one sovereign authority, nor were they themselves sovereign moral subjects.”¹²

Der globale Kapitalismus wie weltweit agierende Organisationen, man denke an globale NGOs, aber auch Konzerne, zählen nach Asad zu den die nationale Politik begrenzenden bzw. außerhalb der Kontrolle dieser stehenden

Einflussfaktoren. Doch darüber hinaus sieht er einen weiteren Faktor, der in den bisherigen Analysen vernachlässigt wurde, die Komplexität von Zeit. Zahlreiche traditionelle Praktiken setzen ein komplexes Verhältnis von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft voraus. Die in verkörperten Praktiken („embodied practices“) vollzogenen unterschiedlichen Zeitlichkeiten können nicht eins zu eins in das homogene Zeitkonzept national-säkularer Politik übertragen werden, denn „the body's memories, feelings, and desires necessarily escape the rational/instrumental orientation of such politics“.¹³

Zurück zur Komplexität

Asad geht es in seinen Ausführungen primär um Muslime in freiheitlichen, säkularen Rechtsstaaten in Europa, die dort als Minderheiten leben. Für sie ist es vielfach nicht ausreichend, als religiös privat praktizierende Individuen und gleichberechtigte Bürgerinnen und Bürger anerkannt zu werden:

„It is more, certainly, than a cultural identity recognized by the liberal democratic state. It is being able to live as autonomous individuals in a collective life that extends beyond national borders.“¹⁴

Um zu überleben, so Asad, muss Europa zum Konzept komplexer Räume zurückkehren und dieses auf komplexe Zeiten ausweiten, das Streben nach Homogenität hinter sich und multiple Lebensentwürfe und -praktiken existieren lassen. Ein schlichtes Bekenntnis zu multiplen Identitäten ist dazu nicht ausreichend.¹⁵

In homogenisierenden Systemen steht das absolute Bekenntnis zum Staat im Vordergrund. Ihm ist jede Loyalität zu schenken, weltanschauliche Sonderpraktiken bzw. -regelungen haben sich unterzuordnen. Die Frage, ob ich erst Christ/in, Muslime/a... oder Staatsbürger/in bin, wird jedenfalls zu Gunsten des Letzteren beantwortet. Über weite Strecken des täglichen Lebens hat diese Rangordnung wenig Bedeutung, doch sie wird virulent, wenn es zum Konflikt zwischen staatlichen und religiösen Pflichten kommt. Wem ist mehr zu gehorchen, staatlichen oder religiösen Autoritäten (seien es nun Gelehrte, die Tradition, die Hierarchie...)? Der seit Jahren andauernde Streit um das Tragen von Kopftüchern an französischen Schulen ist nur ein Beispiel dafür. Auch wenn Asad vor allem auf Muslime fokussiert, so ist die angeführte Problematik doch für jede Religionsgemeinschaft relevant, insbesondere jene mit überstaatlicher, globaler Organisation wie die Katholische Kirche. Cavanaugh¹⁶ etwa verweist auf die Ablehnung der US-Invasion in den Irak 2003 durch den Papst und die amerikanischen Bischöfe und die darauf folgende Reaktion US-amerikanischer Katholiken wie George Weigel und Michael Novak. Katholiken mögen laut diesen zwar den Papst hören, aber die letzte Entscheidung darüber, ob ein Krieg gerecht ist oder nicht, hat immer der Präsident der Vereinigten Staaten zu fällen – nicht eine überstaatliche Autorität wie die Katholische Kirche in Gestalt des Lehramts.

Partikularität schützen

Asad plädiert vehement dafür, die Partikularität von Lebensentwürfen, insbesondere religiösen Entwürfen, zu sichern.

Muslime sollen als Muslime leben können, Christen als Christen, Buddhisten als Buddhisten usw. und dies individuell wie als Gemeinschaft. Die Loyalität zum Staat darf nicht zur Forderung nach Abschottung von der übernationalen Gemeinschaft, der Umma, führen. Auf den katholischen Bereich übertragen: die Loyalität dem Staat und jene der Kirche gegenüber dürfen nicht in absoluter Staatshörigkeit aufgelöst werden.¹⁷ Theokratische Systeme identifizieren den Willen des Herrschenden mit dem Willen Gottes. Die kritische Funktion von Religion, der Transzendenz gegenüber der Immanenz, wird ausgelöscht. Diesen Stachel verliert aber auch eine Religion, die sich radikal zurückzieht und dem Staat das Feld überlässt oder von diesem ins Private bzw. einen exklusiv religiösen Raum verdrängt wird. Die von Asad eingemahnte Rücksicht auf die Partikularität von Religion bzw. religiösen Lebenspraxen verweist auf diese Gefahren.

Asads Kritik richtet sich primär gegen den Staat als säkular-liberales System und das von ihm darin festgestellte Streben nach Homogenität und Verdrängung von religiöser Partikularität. Genauso wäre diese Kritik aber an die Religionsgemeinschaften selbst zu richten. Wo lassen sich diese auf Allianzen mit dem System ein und büßen so ihr kritisches Potenzial ein? Rezipienten wie Stanley Hauerwas greifen diese Linie auf und entwickeln sie weiter.¹⁸

Asad macht darauf aufmerksam, dass es religiösen Menschen nicht um etwas, sondern alles geht. Religion als verkörperte Praxis und diskursive Tradition ist von einer inhärenten Pluralität geprägt, die sich nicht in das homogene Raum- und Zeitverständnis säkular-liberaler Systeme bringen lässt.¹⁹ Gerade im Begriff der Tradition, in dem sich in der Gegenwart mit Rückgriff auf die Vergangenheit Zukunft konstituiert, wird die Komplexität von Raum und Zeit sichtbar. Religion ist für Asad immer rückgebunden an spezifische Lebenspraktiken. Ein Lippenbekenntnis zu einer Vielfalt an Identitäten ist daher für ihn nicht ausreichend. Es braucht vielmehr ein Anerkennen der konkreten Lebenspraktiken in ihrer Pluralität und Partikularität.

Doch wie kann die politische Umsetzung eines solchen partikularitäts- und pluralitätsfähigen Systems aussehen? Wo liegen die Kriterien für ein gelingendes Miteinander oder bleibt Asad doch beim Nebeneinander? Diese Vermutung liegt nahe bei einem Blick auf die Auseinandersetzung Asads mit Charles Taylor. Taylor sieht im Säkularismus die Antwort des Staates auf Pluralität, geleitet von den bei Rawls entlehnten Prinzipien Menschenrechte, Gleichheit, Rechtsstaatlichkeit und Demokratie. Keine Weltanschauung, sei sie religiös oder nicht, darf bevorzugt werden.²⁰ Auch Taylor geht es um die größtmögliche Pluralität, aber dazu bedarf es auch eines gewissen Grundkonsenses, der diese Pluralität organisiert und immer wieder neu ausbalanciert. Die Kunst ist es, der Vielfalt an Überzeugungen der Bürgerinnen und Bürger gerecht zu werden, diese auch in der Gesetzgebung sichtbar zu machen und doch keine Weltanschauung zu bevorzugen:

„Dies zu befolgen ist keine leichte Aufgabe – die Grenzen zu ziehen ist schwierig, und sie müssen immer neu gezogen werden. Aber das liegt eben in der Natur des vom modernen säkularen Staat verkörperten Vorhabens. Und welche Alternative gäbe es für Demokratien, die durch Vielfalt charakterisiert sind?“²¹

Exakt diese Frage muss an Talal Asad gestellt werden. Asad lenkt die Aufmerksamkeit auf Schwachpunkte des säkular-liberalen Systems und seines Umgangs mit Religion bzw. religiösen Lebensentwürfen, seinem Streben nach Homogenität in nationalstaatlichen Arrangements. Dieser Kritik ist durchaus zuzustimmen. Die mit der Entstehung der Nationalstaaten und dem Erwachen des Säkularismus einhergehenden Homogenisierungsbewegungen haben zu unsäglichen Gewalttaten, Vertreibungen und Genoziden geführt (und tun es immer noch), eine Geschichte und Gegenwart, die nicht ausgeblendet werden dürfen.²² Aber mit Verweis auf radikal homogenisierende Nationalismen die Gesamtidée einer säkularen Demokratie in Frage zu stellen ist keine Lösung.

Staatsbürgerschaft als erzwungene Homogenität

Asad ist zuzustimmen, dass auch gegenwärtige säkulare Demokratien einen Drang zu Homogenität haben und dies seinen Ausdruck findet im Prinzip der Staatsbürgerschaft.²³ Aber ein Zusammenleben in Pluralität erfordert ein gewisses Maß an Homogenität. Entscheidend ist, welches Maß verlangt wird. Staatsbürgerschaft ist in modernen Rechtskonzeptionen der Schlüssel zu möglichst großer Freiheit und Gleichheit für alle, unabhängig von Rasse, Geschlecht, Weltanschauung usw. Dies betonen auch islamische Rechtstheoretiker wie Fikret Karčić, der aus dem bosnischen Kontext heraus vehement für die institutionelle Trennung von Staat und Religion und das Prinzip der Staatsbürgerschaft als Grundlage des Zusammenlebens in religiös pluralen Gesellschaften eintritt.²⁴

Asad zeigt eine große Skepsis gegenüber dem Prinzip der Staatsbürgerschaft und liberalen Demokratien, da Heterogenität dort zu wenig oder gar keinen Raum findet. Die konkreten Alternativen bleiben offen, doch ist eine große Sympathie für mittelalterliche Raum- und Zeitkonzepte festzustellen, die nach Asad noch Heterogenität ermöglicht haben. Hier gilt es jedoch mit Mirsepassi/Fernée zu fragen:

„Was medieval Christianity more tolerant of others than contemporary European democracies? Are empires preferable to nation-states?“²⁵

Das Millet-System als pluralitätsfähige Alternative?

War bzw. ist das islamische Konzept von *dhimmiyūn* und darauf aufbauend das osmanische Millet-System heterogenitätskompatibler? Wie sieht es mit den Kriterien von Freiheit und Gleichheit darin aus? Das Millet-System erlaubte zwar Juden und Christen ein gewisses Maß an Autonomie, insbesondere im Personenstandswesen, legte aber zugleich Grenzen auf. Streitigkeiten zwischen Muslimen und Nichtmuslimen waren automatisch der Sharia unterworfen, was zur Diskriminierung von Nichtmuslimen beitrug, um nur eine gravierende Problematik dieses Systems aufzuzeigen. Dennoch scheinen autonome, voneinander unabhängige Gemeinschaften das verborgene Ideal bei Asad zu sein, um so die Partikularität und Pluralität von Lebensentwürfen gegen die

Homogenisierungsbestrebungen der Moderne zu sichern. Denkt man Asad konsequent weiter, so müssen den einzelnen Gemeinschaften auch eigene Rechtssysteme gewährt werden, insofern diese als Ausdruck und Regulierungsmechanismus einer spezifischen Lebenspraxis verstanden werden. Damit wäre tatsächlich eine Rückkehr in das Millet-System gegeben.

Asad steht durchaus Tariq Ramadan nahe, der in *Der Islam und der Westen*²⁶ gegenwärtige Nationalstaaten und ihr Scheitern am Pluralismus kritisiert. Ramadan selbst bleibt hier in klassisch islamischen Kategorien und entwirft anhand von sechs Prinzipien ein System, das den „Schutzbefohlenen“ (*ahl al-dhimma*) in mehrheitlich muslimischen Gesellschaften ein autonomes Leben in privaten und religiösen Belangen sichert, aber von diesen die Kopfsteuer als Ersatz für den Militärdienst und die Almosensteuer verlangt sowie ihnen den Zugang zum Präsidentenamt verweigert. Für Ramadan dient dies als Beispiel für die Pluralitätsfähigkeit des Islam. In *Radikale Reform*²⁷ zeigt sich Ramadan jedoch kritisch gegenüber dem traditionellen Dhimmi-System und wendet sich ähnlich wie Karčić dem Prinzip der Staatsbürgerschaft als Garanten für den gleichen Rechtsstatus aller zu.

Asad scheint mit seiner Kritik an der Homogenität von Raum und Zeit das Kind mit dem Bade auszuschütten. Der Schutz von Partikularität und Pluralität ist ein wichtiges Anliegen, dem es nachzuspüren gilt. Dessen sind sich auch Theoretiker wie der von Asad kritisierte Charles Taylor bewusst, der davon ausgeht, dass die Balance immer wieder neu gefunden werden muss. Dieses Aushalten der Spannung ist ein Schwachpunkt, aber auch die Stärke des säkularen freiheitlichen Staates. Asad jedoch scheitert an dieser Spannung, wenn er zu sehr für Heterogenität und Partikularität plädiert. Anvisiert ist hier kein Miteinander in Pluralität, sondern ein Nebeneinander in Partikularität. Die bleibende Frage ist: Wieviel Differenz verträgt eine Gesellschaft, ohne auseinanderzubrechen? Wieviel Homogenität vertragen die individuellen (Religions-) Gemeinschaften ohne sich aufzulösen und ihre Prinzipien aufzugeben? Diese Fragen lässt Asad unbeantwortet – an ihnen gilt es weiterzuarbeiten.

MICHAELA NEULINGER

GEB. 1987, STUDIUM DER KATH. THEOLOGIE IN WIEN, SALZBURG, JERUSALEM (MAG. THEOL. 2011) UND DER ISLAMWISSENSCHAFTEN IN BIRMINGHAM (MA 2012). SEIT OKTOBER 2013 DOKTORATSSTUDIUM THEOLOGIE (BETREUUNG: UNIV.- PROF. DR. ROMAN SIEBENROCK, UNIV.- PROF. DR. WOLFGANG PALAVER) AN DER UNIVERSITÄT INNSBRUCK, EBENDORT ASSISTENTIN AM INSTITUT FÜR SYSTEMATISCHE THEOLOGIE. ARBEITSTITEL DER DISSERTATION: „NO SPACE FOR RELIGION? ÜBERLEGUNGEN ZUM VERHÄLTNIS VON STAAT, RELIGION UND DEM SÄKULAREN IM ANSCHLUSS AN TALAL ASAD“. PRO SCIENTIA GEFÖRDERT SEIT 2009.

¹ Vgl. C. Taylor, Für eine grundlegende Neubestimmung des Säkularismus, in: E. Mendieta, Religion und Öffentlichkeit, Berlin 2012, 53–99, 57.

² Vgl. Taylor, Für eine grundlegende Neubestimmung des Säkularismus, 85.

³ Talal Asad wurde 1932 als Sohn Muhammad Asads (geb. Leopold Weiß), eines zum Islam konvertierten Juden mit altösterreichischen Wurzeln, geboren. Nach Studien in Edinburgh und Oxford lehrt Talal Asad seit einigen Jahren am Graduate Center der City University of New York. Zu seinen Hauptwerken zählen *Genealogies of Religion* (Baltimore, 1993), *Formations of the Secular* (Stanford, 2003) sowie *On Suicide Bombing* (New York, 2007).

⁴ Vgl. T. Asad, *Formations of the Secular. Christianity, Islam, Modernity*, Stanford 2003, 5.

⁵ Vgl. Asad, *Formations of the Secular*, 5.

⁶ Asad, *Formations of the Secular*, 178.

⁷ Vgl. Asad, *Formations of the Secular*, 296.

⁸ Vgl. J. Milbank, *Against the Resignations of the Age*, in: F. P. McHugh, S. M. Natale, *Things old and new. Catholic social teaching revisited*, Lanham Md. u.a. 1993, 1–39; überarbeitete Version publiziert in: J. Milbank, *The word made strange. Theology, language, culture*, Oxford 1997, 268–292.

⁹ Vgl. Milbank, *Against the Resignations of the Age*, 19.

¹⁰ Vgl. Asad, *Formations of the Secular*, 179.

¹¹ W. T. Cavanaugh, *Killing for the Telephone Company: Why the Nation-State is Not the Keeper of the Common Good*, in: *Modern Theology* 20 (2004), 243–274, hier 251.

¹² Asad, *Formations of the Secular*, 179.

¹³ Asad, *Formations of the Secular*, 179f.

¹⁴ Asad, *Formations of the Secular*, 180.

¹⁵ Vgl. Asad, *Formations of the Secular*, 180.

¹⁶ Vgl. Cavanaugh, *Killing for the Telephone Company: Why the Nation-State is Not the Keeper of the Common Good*, 243. Vgl. dazu auch die Reaktionen der katholischen republikanischen Präsidentschaftskandidaten Jeb Bush und Rick Santorum auf die Enzyklika *Laudato Si*, abgerufen unter: <http://religion.orf.at/stories/2717001/> (6.7.2015).

¹⁷ Zum schwierigen Vergleich zwischen Kirche und Umma siehe u.a. H. Schmid, A. Dziri, M. Gharaibeh, A. Middelbeck-Varwick (Hrsg.), *Kirche und Umma. Glaubensgemeinschaft in Christentum und Islam*, Regensburg 2014.

¹⁸ Vgl. S. Hauerwas, *The state of the university. Academic knowledges and the knowledge of God*, Malden, MA, Oxford 2007; S. Hauerwas, *Learning to speak Christian*, London 2011; S. Hauerwas, R. Coles, "Long live the weeds and wilderness yet". *Reflections on "A Secular Age"*, in: *Modern Theology* 26 (2010), 349–363.

¹⁹ Vgl. Talal Asad über die Unmöglichkeit eines eindeutigen Religionsbegriff: "Religious language—like all language—is interwoven with life itself. To define "religion" is therefore in a sense to try and grasp an ungraspable totality.", in: C. Martin, T. Asad, *Genealogies of Religion, Twenty Years on. An Interview with Talal Asad*, in: *Bulletin for the Study of Religion* 43 (2014), 12–17, 12.

²⁰ Vgl. Taylor, *Für eine grundlegende Neubestimmung des Säkularismus*, 57f.

²¹ Taylor, *Für eine grundlegende Neubestimmung des Säkularismus*, 77.

²² Vgl. u.a. die grausame Niederschlagung des Aufstands in der Vendée durch die französischen Revolutionäre 1793, ein Moment, das im gegenwärtig verbreiteten Narrativ der Französischen Revolution als Wegmarke zu Freiheit, Gleichheit und Solidarität weithin ausgeblendet wird. Zum schwierigen Erbe

der Revolution vgl. auch T. Asad, *Reflections on Blasphemy and Secular Criticism*, in: H. d. Vries, *Religion. Beyond a Concept*, New York 2008, 580–612, 585.

²³ Vgl. Asad, *Formations of the Secular*, 5.

²⁴ Vgl. die Darstellung bei H. Schmid, *Islam im europäischen Haus. Wege zu einer interreligiösen Sozialethik*, Freiburg im Breisgau 2013, 317–323.

²⁵ A. Mirsepassi, T. G. Ferner (Hrsg.), *Islam, Democracy, and Cosmopolitanism*, New York 2014, 119.

²⁶ Vgl. T. Ramadan, *Der Islam und der Westen. Von der Konfrontation zum Dialog der Zivilisationen*, Marburg 2000. Eine Zusammenfassung der Argumentation bietet Schmid, *Islam im europäischen Haus*, 368–371.

²⁷ Vgl. T. Ramadan, *Radikale Reform. Die Botschaft des Islam für die moderne Gesellschaft*, München 2009, 360.

Karoline Köster, Wien

Bilder: Modelle der Abgötterei und ein „Greuel vom Werk des Satan“? Über das Bilderverbot im Islam

„Der Koran verbiete die Abbildung lebender Wesen, also der Menschen und Thiere [sic]; und daher kommt es, dass die Araber, sonst ein so hochbegabtes und in vielen Zweigen des menschlichen Wissens bahnbrechendes Volk, es niemals zu einer Schöpfung in der bildenden Kunst gebracht haben.“¹ Der österreichische Orientalist Joseph Maria Ritter von Karabacek beschäftigt sich 1876 mit dieser weit verbreiteten Annahme. Nicht nur er fragt sich: Ist das wahr? Und ist das daraus resultierende viel diskutierte Bilderverbot im Islam gerechtfertigt? Jahrzehnte später - im Mai 2015 - hält das Morgenland den Atem an. Kämpfer der Terrorgruppe Islamischer Staat (IS) haben die antike syrische Stadt Palmyra eingenommen und drohen, die wertvolle Kulturstätte zu vernichten. Bereits in Mossul wurden Jahrhunderte alte Statuen und Artefakte zerstört, die antiken Ruinen von Nimrud und Hatra wurden laut Berichten dem Erdboden gleichgemacht. Die Gründe des IS mögen vielfältig sein: Machtdemonstration, Provokation, Auslöschung einer Vergangenheit, die nicht mit ihren Überzeugungen konform ist und nicht zuletzt Geldbeschaffung (nachweislich wurden Teile der Kulturgüter verkauft),² aber die ideologische Basis dieser Zerstörungen ist das viel diskutierte Bilderverbot, das man dem Islam zuschreibt.

Die zwei wichtigsten Bilderstürme der islamischen Geschichte wurden von absoluten Autoritäten verübt. Zuerst zerstört Abraham die Götzenbilder seines Vaters, der Bildhauer war:

„Als er zu seinem Vater und seinem Volk sagte: 'Was sind das für Bildwerke, deren Andacht ihr euch hingebt?' Sie sagten: 'Wir haben (schon) unsere Väter (vor)gefunden, wie sie ihnen dienten.' Er sagte: 'Ihr und eure Väter befindet euch ja in einem deutlichen Irrtum.' Sie sagten: 'Bringst du uns die Wahrheit, oder gehörs du zu denjenigen, die ihr Spiel treiben?' Er sagte: 'Nein! Vielmehr ist euer Herr der Herr der Himmel und der Erde, Der sie erschaffen hat. Und ich gehöre zu denjenigen, die euch darüber Zeugnis ablegen. Und bei Allah, ich werde ganz gewiß gegen eure Götzen eine List anwenden, nachdem ihr den Rücken gekehrt habt.' Da schlug er sie in Stücke, außer einem großen von ihnen, auf daß sie sich an ihn wenden möchten.“ (Koran 21:52-58)

Der Prophet Mohammed, für den Abraham ein Vorbild war, soll im Jahr 630 die Götzen in Mekka zerstört haben, die er dort – 360 an der Zahl - vorgefunden hat:

„The Prophet entered Mecca and (at that time) there were three hundred-and-sixty idols around the Ka'ba. He started stabbing the idols with a stick he had in his hand and reciting: 'Truth (Islam) has come and Falsehood (disbelief) has vanished.'“³

Soll nun also der nächste große Bildersturm des IS darauf Fuß setzen und sich in diese Tradition zweier großer Vorbilder des Islam stellen? Man darf nicht vergessen, dass die zerstörten Statuen zu Abrahams und Mohammeds Zeit tatsächlich zur

Verehrung aufgestellt waren, wohingegen die nun zerstörten Statuen in Mossul oder Palmyra schon lange keine kultische Bedeutung mehr haben, sondern lediglich der Bewahrung kulturellen Erbes dienen. Dieses Argument soll aber keinesfalls die Demolierung von Gräbern, Schreinen oder die Sprengung der Buddhafiguren 2001 durch die Taliban rechtfertigen.

Die Zerstörung von Kultgegenständen und religiösen Kunstwerken ist allerdings keine Erfindung des Islam. Die Hebräische Bibel, die Heilige Schrift für Juden und Christen, formuliert an elementarer Stelle ein Verbot: „Dann sprach Gott alle diese Worte: Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus. Du sollst neben mir keine anderen Götter haben. Du sollst dir kein Gottesbild machen und keine Darstellung von irgendetwas am Himmel droben, auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde.“ (Ex 20,1-5)⁴ Bereits im Byzantinischen Bilderstreit, vor allem aber dann im Zuge der Reformation im 16. Jahrhundert, war die Weiterentwicklung einer reichhaltigen Ikonographie des Christentums bedroht. Gemälde, Skulpturen und religiöser Schmuck, die Darstellungen von Heiligen oder Christus zeigten, wurden entfernt und teilweise vernichtet. Allerdings ist hier zu beachten, dass man es bei diesen ikonoklastischen Perioden auf Kunst der eigenen Religion abgesehen hatte, wohingegen die moderne Zerstörungswut durch den Islamischen Staat sich vornehmlich gegen Kunstwerke anderer (nicht mehr bestehender) Religionen richtet. Das in der Schrift verankerte Bilderverbot ist im Christentum kaum noch aktuell wahrnehmbar und hat auch im Judentum spätestens seit der Erfindung des Buchdruckes an Brisanz verloren. Die Debatten, ob und in welcher Form im Islam religiöse Darstellungen von Menschen und Tieren im profanen oder sakralen Bereich erlaubt sind, haben mit der Vermehrung fundamentalistischer Gruppen wieder an Bedeutung gewonnen und finden in den momentanen Geschehnissen rund um den IS eine erschreckende Gegenwärtigkeit.

Die Entwicklungen, die zu diesem Element des Islam geführt haben, sind ebenso vielfältig und verzweigt wie dessen Auslegung und die Grade der Verwirklichung. Die folgenden Ausführungen sollen auf diverse Ursprünge und Gründe des Bilderverbots im Islam und die aktuelle Handhabung in der islamischen Welt eingehen. Dabei darf nicht vergessen werden, dass der Islam, wie auch die anderen Weltreligionen, aus etlichen Untergruppen und Strömungen besteht und es unmöglich ist, all diese im Bezug auf das Bilderverbot einzeln aufzugreifen. Es soll lediglich ein Überblick entstehen, der für die Mehrheit der Muslime gelten kann.

Die Mutter des Verbots - Der Götzendienst

Der Islam ist eine strikt monotheistische Religion, was immer wieder zu Spaltungen und Glaubensfragen führt. Die Tendenz einiger schiitischen Strömungen, Imame zu vergöttlichen, führt dazu, dass sie von der sunnitischen Mehrheit nicht als Muslime anerkannt werden. Auch die Akzeptanz des Christentums als monotheistische Religion steht auf brüchigem Eis, da von muslimischer Seite die Verehrung Christi teilweise als polytheistisches Merkmal gesehen wird. Der Glaube an den einen Gott, an *Allāh* allein, ist das oberste Gesetz des Islam und dessen Missachtung die größte Sünde. Das entsprechende arabische Wort hierfür ist *širk*, was man leicht als Polytheismus, Abgötterei oder Götzendienst übersetzen kann, in der Grundbedeutung steht die Wurzel lediglich für die Teilhabe an etwas. *Allāh* hat im Islam keine Teilhaber an seiner Allmacht, etwas anderes anzubeten ist daher Sünde. Heute, mit der verstärkten Tendenz zum Fundamentalismus, können alle möglichen Handlungen im Verdacht des Götzendienstes stehen. Die immer wieder zerstörten Heiligengräber durch dogmatische Strömungen des Islam sind auch nicht erst seit dem Islamischen Staat ein Beispiel dafür, wie sensibel das Thema die Religion betrifft.

Die ersten Götzenstatuen, die man auch mit Sicherheit als solche bezeichnen kann, finden wir in einer Legende, die zu den polytheistischen Strukturen in der vorislamischen Zeit geführt haben soll. Nachdem Adam, der erste Mensch, begraben war, begann der Stamm der *Banu Šēth* in *Sarandīb*, dem heutigen Sri Lanka, seine Grabstätte zu verehren und die Stammesmitglieder umrundeten sie mehrfach. Der benachbarte Stamm beobachtete dies und machte es ihnen nach, indem sie auf diese Art bedeutende Mitglieder ihres Stammes ehrten, die verstorben waren. Sie fertigten Steinbilder an, die ihren sogenannten "fünf Rechtschaffenen" ähneln sollten. Im Grunde genommen dienten diese Abbilder noch nicht der Verehrung einer Gottheit, sondern lediglich dem Gedenken, dennoch werden *Wadd*, *Suwā'*, *Yaghūth*, *Ya'ūq* und *Nasr* für die ersten Götzenbilder der Weltgeschichte gehalten.⁵ Gott schickte Henoah und später Noah, um die Menschen vor dieser Götzenanbetung zu warnen und zu guter Letzt flutete er bekanntermaßen das Land. Durch diese Flut wurden die fünf Skulpturen durch das Arabische Meer über eine etwas schwer nachvollziehbare Route nach Mekka gespült, wo sie von einem einflussreichen Mann durch dämonische Eingebung - näheres dazu im nächsten Absatz - gefunden und zur Verehrung aufgestellt wurden. Nicht nur die Stämme Mekkas, sondern auch die der Umgebung übernahmen diesen Kult und verehrten diese Götter, indem sie sich ähnliche Steine suchten und ihnen die gleichen Namen gaben. Mit der Zeit war der Kult nicht mehr nur noch auf diese Fünf fokussiert, sondern man nahm einfach schöne Steine oder auch Alltagsgegenstände, die man als "alternative Gottheiten" anbetete.⁶ Ein Überlieferer schreibt folgendes: „Wir beteten Steine an, und wenn wir einen schöneren Stein fanden als der war, welchen wir anbeteten, warfen wir den alten weg und nahmen den neuen. Wenn wir aber keinen Stein fanden, sammelten wir die Erde und melkten ein Schaf darauf, damit es ein Klumpen werde, dann gingen wir um denselben herum.“⁷

Wahrscheinlich mischt sich dieser Mythos mit den Gottheiten alter benachbarter Kulturen und semitischer Götterwelten, aber diese fünf Urgötzen hielten sich lange, teilweise sogar bis zum Islam. Die Kaaba in Mekka, die Abraham mit seinem Sohn Ismael errichtet haben soll, war nach Beginn des Kultes das Heiligtum des Gottes *Hubāl* und der drei weiblichen Gottheiten *al-'Uzza*, *al-Lāt*⁸ und *Manāt*, den sogenannten *Banāt Allāh* "Töchter Allahs". Allah ist hier im Sinne einer Art Stammgott gemeint und nicht als eine monotheistische Tendenz. Diese vier vorislamischen Gottheiten sind weit bekannt und deren Mythologie gut erforscht, nicht zuletzt weil sie auch im Koran genannt werden. Die Kaaba beherbergte 360 Götterstatuen, für jeden Tag im Jahr eine und war das wichtigste Zentrum der vorislamischen Kulte.⁹ Etliche Rituale, die heute noch zur Pilgerfahrt bei der Kaaba verrichtet werden, stammen aus diesen Zeiten.

Allerdings kamen ab dem 5.Jh. allmählich Gruppen in die Region, die bereits vorhandenes, monotheistisches Gedankengut verstärkten und weiterverbreiteten, vornehmlich Juden und Christen. Außerdem bildete sich eine Gruppierung der *Hanīf* "Gottsucher", zu der auch der Prophet Mohammed gehört haben soll und die sich auf Abraham und einen monotheistischen Gottglauben beriefen.¹⁰ Bis der Islam also die Arabische Halbinsel dominierte, war ein Vielgötterglaube vorherrschend, aber monotheistische Bewegungen gewannen immer mehr an Bedeutung, wobei die Gemeinsamkeit, nur einem Gott zu huldigen und fremde Götter abzulehnen, sie gegen den Kult der Götzendienste vereinte.

Inspiration und Gefahr - die Dschinn

Der Glaube an die *Dschinn*, eine Art Geister oder Dämonen¹¹ ist heute noch in der Alltagsreligion vieler Muslime verankert. Besonders Zauberer, Künstler und Propheten sollen unter dem Einfluss eines *Dschinn* stehen bzw. gestanden haben. Diese Annahme liefert einerseits Argumente für das Inkrafttreten eines Bilderverbots im Islam, andererseits auch dagegen. *Dschinn* sollen angeblich die Menschen zur Götzenverehrung und zum Vielgötterglaube anstiften. Auch der Mann, der in der bereits beschriebenen Legende die Menschen in Mekka zur Verehrung der angespülten Steine animiert haben soll, stand der Überlieferung nach unter dem Einfluss eines *Dschinn*. Daraus wächst eine gewisse Furcht vor den Dämonen und eine gewisse Abneigung gegenüber Künstlern und Zauberern.

Ein wenig anders verhält es sich mit den Propheten. Auch diese stehen gewissermaßen unter der Beeinflussung eines *Dschinn*, allerdings befehlen sie diese und tun dies *bi-ighni llāhi* „mit Gottes Erlaubnis“.¹² Zwei Passagen aus dem Koran sind bezeichnend für diesen Unterschied und diese besondere Rolle der Propheten, was die *Dschinn* und deren inspirativen Einfluss angeht:

Jesus formt kleine Tontauben, denen er Leben einhaucht.¹³

Damit liefert er dem Bilderverbot ein Argument. Keiner soll ein Abbild eines Geschöpfes von Gottes Hand schaffen, da er sich damit als Schöpfer versucht und es Gott gleich machen will, sich damit quasi in Gottes Nähe begibt. Jesus durfte das, da er dazu die Erlaubnis Gottes hatte.

2. Salomon bzw. Sulaiman scheint eine ganze Horde von *Dschinn* zu befehligen,¹⁴ er lässt sie für sich Bau- und Kunstwerke

errichten und gestalten: „Und unter den Ginn [sic] gab es manche, die mit der Erlaubnis seines Herrn vor ihm tätig waren. Wer von ihnen von Unserem Befehl abweicht, den lassen Wir von der Strafe der Feuerglut kosten. Sie machten ihm, was er wollte, an Gebetsräumen, Bildwerken, Schüsseln wie Wasserbecken und feststehenden Kesseln.“ (Koran 34:12-13) Diese *Dschinn* also, deren Einfluss bei Künstlern verachtet wurde, da sie die Menschen zu Götzenanbetung und Vielgötterglaube verführen, haben für Salomon "Bildwerke"¹⁵ erschaffen, also neben Nutzgegenständen auch Kunstwerke. Diese Koranpassage diene als Legitimation für Künstler, die sich dem Vorwurf eines negativen Einflusses der *Dschinn* gegenüber sahen. Allerdings ist auch hier zu beachten, dass Salomon mit der „Erlaubnis“ Gottes und als Prophet unter der besonderen Führung Gottes agiert, so wird ab dem 7. Jh. argumentiert.

Da Mohammed der letzte Prophet des Islam ist, kann sich danach keiner mehr auf die Erlaubnis Gottes berufen, die *Dschinn* unter Kontrolle zu haben und ihren Einfluss zum Guten zu nutzen, wie es Salomon und Jesus tun konnten. Entweder also würden sich die Künstler Dämonen zu Dienste machen wollen, womit sie sich quasi fälschlicherweise als Propheten ausgäben oder sie würden durch den negativen Einfluss der *Dschinn* die Betrachter ihrer Künste zum Götzendienst verführen.

Diese Argumentation erscheint ein wenig weit hergeholt, doch die *Dschinn* als Beeinflusser sind ein nicht zu unterschätzender Bestandteil des islamischen Volksglaubens, wie auch das Abwehren des Polytheismus der vielleicht wichtigste Kampf des Islam ist.

Niedergeschrieben

Mit der Legende um die ersten Götzen sowie die Ausbreitung der im Polytheismus der vorislamischen Welt zentralen Steinskulpturen und dem Glauben an den Einfluss der *Dschinn*-Dämonen, sind die meines Erachtens wichtigsten Grundlagen für die Idee eines Bilderverbots im Islam gelegt. Doch die für islamische Grundsätze einzig entscheidende Grundlage bilden Koran und *Sunna*, deswegen ist es unvermeidlich, darin nach einer Art eines solchen Verbots zu suchen.

Der Koran spricht kein ausdrückliches Verbot aus, Bilder oder Skulpturen zu gestalten, die Lebewesen darstellen, obwohl etliche Koranstellen in der Argumentation für ein strenges Bilderverbot zitiert werden. Beispielsweise heißt es: „O die ihr glaubt, berauschender Trank, Glücksspiel, Bildnisse und Lospfeile sind nur ein Greuel vom Werk des Satans. So meidet ihn, auf daß es euch wohl ergehen möge!“ (Koran 5:90) Allerdings ist das entsprechende Wort *anṣāb* "Bildnisse" hier ganz konkret als Götzensteine zu verstehen, sodass sich die Warnung hauptsächlich gegen die Götzenfiguren richtet und weniger gegen die Kunst selbst. Ein anderes Beispiel sind die vielen Passagen, in denen Gott als Schöpfer dargestellt wird und man daraus ableitet, dass eine Nachahmung frevelhaft wäre. Schon Abraham fragt: „Wie könnt ihr denn dem dienen, was ihr selbst aushaut, wo doch Allah euch und das, was ihr tut, erschaffen hat?“ (Koran 37: 95-96)

Eine ausdrücklichere Quelle für ein Bilderverbot ist viel eher die *Sunna* des Propheten Mohammed, seine Lebensweise, die in den sogenannten *Hadithen* niedergeschrieben sind. Diese

Überlieferungen von Taten und Aussprüchen des Propheten sind nicht immer unumstritten. Nur die als sicher und wahrhaftig überlieferten *Hadithe* haben in der islamischen Rechtssprechung Bestand, obwohl natürlich auch unsichere *Hadithe* in Argumentationen herangezogen werden und sich die verschiedenen Rechtsschulen auch nicht über alle *Hadithe* und deren Glaubwürdigkeit einig sind. Mehrfach sprechen der Prophet selbst oder seine Familie bzw. seine Gefährten sich gegen diverse Bilder aus und prophezeien hohe Strafen im Jenseits für die, die Bilder schaffen.

Der Orientalist Rudi Paret hat eine bemerkenswerte Sammlung der entsprechenden gültigen *Hadithe* zusammengestellt und sie thematisch zusammengefasst, hier sollen nur einige wenige als Beispiele dienen:

„Engel betreten keinen Wohnraum (*bait*), in dem sich Figuren oder Bilder befinden“ (4 *Hadīte*, dazu 11 bzw. 13 weitere mit dem Zusatz: 'es sei denn, es handelt sich um (bloße) Dekoration auf Stoff (*illā raqman fī ṭaubin*).'¹⁴

„Von demjenigen, der ein Bild macht, wird am Tag der Auferstehung verlangt werden, daß er ihm Lebensodem (*rūḥ*) einhaucht. Das wird er aber nicht tun können (18 bzw. 21 *Hadīte*)“

„Verfluchung des Bildermachers (5 *Hadīte*)

„Ablehnung einer Einladung, wenn ein (bebildeter) Vorhang zu sehen ist (4 *Hadīte*).“¹⁶

Was sagen die islamischen Rechtsgelehrten?

Von der Theorie zur Praxis

Das Bilderverbot, in der klassischen Theologie formuliert, muss sich aus Tendenzen der vorislamischen Zeit durch die Aussagekraft der *Sunna* entwickelt haben. Vieles lässt darauf schließen, dass diese Entwicklung doch noch einige Zeit dauerte, bis zum endgültigen Beschluss einer Art Verbot von menschlicher oder tierischer Darstellung. Im 7. Jh. zierten Herrscherbilder die Münzen, der *Hischam-Palast* bei Jericho oder auch *Qusair 'Amra* in Jordanien aus dem 8. Jh. zeigen prächtige Wandbemalungen, Mosaiken und Skulpturen, die eindeutig noch keinem Bilderverbot unterlagen. Erst die sunnitischen und schiitischen Rechtsschulen, die sich beinahe alle mit dem beginnenden 9. Jh. bildeten, beschäftigten sich mit der Konkretisierung der islamischen Gesetze und mit der Handhabung von Bildern und Skulpturen.

Die verschiedenen Rechtsschulen sind sich nicht unbedingt einig über den Ausmaß des Bilderverbots, die vielen unterschiedlichen Bestimmungen sind Zeugnisse für etliche geführte Debatten, welche Abbildungen gestattet sind und welche nicht und auch wo sie zu finden sein dürfen. Es gibt tatsächlich unterschiedliche Lehrmeinungen darüber, ob ein Bildnis, das in einen Teppich gewebt oder in einen Vorhang eingearbeitet ist, *harām* "verboten" ist oder nicht. Die Menge an Rechtstexten der klassischen Theologie, die sich mit Darstellungen und Bildern befassen, ist zu umfangreich, um hier Auszüge wiederzugeben, aber sie lassen sich in folgenden groben Weisungen zusammenfassen:

In der klassischen islamischen Theologie besteht zumindest Konsens darüber, dass die Abbildung von allem, was lebensfähig ist und eine *rūḥ*, "Seele" hat und einen Schatten

wirft, verboten ist. Pflanzen und Bäume sind im Allgemeinen davon ausgenommen, sie haben keine *rūh*.

Das macht es in Bezug auf Skulpturen, die Menschen oder Tiere darstellen, leicht, ein Urteil zu fällen. Da auch der Koran sich relativ deutlich zumindest gegenüber Skulpturen ausspricht, ist Bildhauerei im Islam eher unüblich aufgrund der gefährlichen Nähe zu Götzenfiguren. Besonders interessant ist hier das Schachspiel, welches vor allem in der Blütezeit des Islam unter den Abbasiden sehr populär war. Man musste sich Tricks einfallen lassen, um das Verbot figürlicher Darstellung zu umgehen und formte zum Teil die Figuren zu detailarmen Klumpen um, sodass sie keine definierte Gestalt mehr besaßen. Diese „Entmenschlichung“ der Figuren half allerdings nicht gegen die anderen Gründe des Schachverbots (z.B. Geltung als Glücksspiel, Ablenkung vom Gebet), welches bis heute von den meisten muslimischen Autoritäten vertreten wird. Im Bezug auf zweidimensionale Bilder verfuhr man in Persien zur Zeit der Miniaturmalerei ähnlich und veränderte die Bilder teilweise so, dass die abgebildeten Menschen eindeutig nicht lebensfähig wären oder auf andere Weise ihre Menschlichkeit einbüßen. Zum Beispiel malte man einen schwarzen Strich über ihren Hals und köpfte sie so quasi. Radikale Verfechter des Bilderverbotes gehen daher auffällig oft gegen die Köpfe der dargestellten Wesen vor und köpfen Statuen oder machen Gesichtszüge auf Bildern unkenntlich, da sie ihnen damit die Lebensfähigkeit nehmen wollen.¹⁷

Einige Gelehrte vertreten die Ansicht, dass Bilder von Lebewesen auf Textilien, die an der Wand hängen oder als Kleidung getragen werden, verboten sind, auf Teppichen, Decken und Kissen jedoch nicht, ganz gleich, ob sie einen Schatten werfen oder nicht. Andere meinen, Bilder auf einem Vorhang können gar keinen Schatten haben, daher auch keine Seele. Weitere erlauben Bilder auf allen Textilien.¹⁸

Diese verschiedenen Feinheiten wirken verwirrend, aber basieren im Grunde genommen, auf nur wenigen Grundlagen.

Mohammed selbst soll Bilder auf einem Vorhang zerrissen haben - ein starkes Argument gegen die bebilderten Textilien?

Wirft ein Lebewesen auch einen Schatten, wenn es zweidimensional verwirklicht ist?

Ist der Akt der Schaffung eines Bildes bereits Schöpfung?

Die besonders strengen Gruppen wie beispielsweise etliche Gelehrte der hanafitischen Rechtsschule und deren Anhänger wie vor allem die Dobandi-Bewegung auch oder die wahhabitische Strömung, die diese strikte Haltung mit anderen salafistischen Gruppen gemein hat, halten jegliche Abbilder von Lebewesen für verboten, egal in welcher Form sie wo angebracht sind.

Trotz dieser Festsetzungen hat sich früh schon eine reichhaltige islamische Kunst entwickelt, besonders in der persischen Miniaturmalerei oder auch in der reichen skulpturalen Ausstattung von privaten Palästen, nicht zu vergessen die vielen aus dem Griechischen ins Arabische übersetzten Texte, die viel später im 12.-13.Jh. mit Illustrationen versehen wurden.¹⁹ Man kann davon ausgehen, dass dieses Entgegenwirken gegen die theologischen Meinungen eher im privaten Bereich geschah, wie es sich auch mit dem Wein verhielt, den religiös autoritäre Instanzen offiziell ablehnten, was bei privaten Anlässen aber lange Zeit kaum beachtet wurde.²⁰

Allerdings ist der Beruf des Malers oder gar Bildhauers in der islamischen Welt durch die Formulierungen des Bilderverbotes nicht unbedingt attraktiver geworden, da man offiziell eine häretische Tätigkeit ausführte und sich womöglich dem Vorwurf stellen musste, sich gottgleich als Schöpfer zu versuchen oder sich auf das dünne Eis der Götzenschaffung zu begeben. Es verwundert daher nicht, dass häufig Nichtmuslime diese Künste ausübten.²¹

Wie wird das Bilderverbot tatsächlich realisiert?

Wie bereits erwähnt, ist das Bilderverbot in islamischen Rechtstexten und auch fest in der Alltagsreligion verankert, doch ist es vielleicht mehr als ein theoretisches anzusehen, welches hauptsächlich nur noch im sakralen Bereich Anwendung findet. Niemals und nirgendwo relativiert wurde das Bilderverbot allerdings in Bezug auf Darstellung Gottes. Diese sind von allen islamischen Rechtsschulen strikt und ohne Ausnahmen verboten, wie auch im Christentum und im Judentum.

Im religiösen Bereich hat sich nie eine "legitimierte Ikonographie" wie im Christentum entwickelt, man findet im Allgemeinen keine Bilder in Moscheen, Koran Ausgaben oder sonstigen religiösen Schriften. Eine bemerkenswerte Ausnahme bildet eine Koranschrift von 1930, die mit Abbildungen aus dem Leben des Propheten Mohammed illustriert ist, was eine absolute Seltenheit markiert.²² Ansonsten ist der sakrale Bereich strikt von Bildwerken befreit.

Dort, aber auch sonst in der islamischen Kunst, zeigt sich die noch bestehende, wenn auch vom Ausgangspunkt und von der Theorie entfernte, Bilderfeindlichkeit. Nicht zuletzt ein Beweis dafür ist die enorme Bedeutung von Kalligraphie und Ornamentik islamischer Kunst. Vor allem die Schrift, die mit dem Propheten Mohammed als wichtigster Träger der Offenbarung gilt, spielt eine besonders wichtige Rolle und dient nicht nur als Schmuck, sondern auch als legitimer Ersatz für die eigentlich nicht akzeptierte Bildkunst, wenn die Schriftzeichen zu Bildern geformt werden.

Was die Darstellung des Propheten Mohammed betrifft, so zeigt sich ein zaghaftes Vorgehen. Die älteste, sicher belegte bildliche Darstellung stammt von 1250, also weit nach dem Entstehen der Rechtsschulen und einer damit verbundenen Konkretisierung der Bilderfrage. Erst ab Anfang des 14. Jh. finden sich regelmäßig Darstellungen von Mohammed und anderen Propheten des Islam, vor allem im persischen Reich, wo ein Bilderverbot in geringstem Maße beachtet wurde. Jedoch handelt es sich auch dabei ausschließlich um Buchmalereien profaner, meist für private Zwecke angefertigte Werke.²³ Bis zur Moderne, wo die Miniaturmalerei allmählich anderen Formen der Bilderstellung und -verbreitung wich, wurde der Prophet oft auch ohne Gesichtszüge, mit einem Schleier oder Flammen vor dem Gesicht gemalt, um Respekt und Vorsicht im Sinne des Bilderverbotes zu zeigen.

Mit der Entwicklung des bewegten Bildes und im Bereich des Films ist es allerdings undenkbar, Mohammed auf einer Leinwand in Erscheinung treten zu lassen, weniger wegen der Darstellung selbst, die ja im profanen Bereich irgendwie geduldet wird, sondern weil ein einfacher Mensch, ein

Schauspieler den Gesandten Gottes verkörpern müsste, was im Grunde genommen der Missachtung sämtlicher Grundregeln des Islam gleich käme.²⁴

Trotz alledem ist die arabisch-islamische Welt von Bildern durchwoben: man findet sie in den Werken erbaulicher Literatur, in medizinischen und naturwissenschaftlichen Werken, in Magazinen, Werbung, Filmen und natürlich privater Photographie. Man kann also kaum ernsthaft von einem umfassenden realisierten islamischen Bilderverbot sprechen, wie es die Rechtsgelehrten in ihren Texten formuliert haben.

Zusammenfassung

Man kann nicht leugnen, dass ein wirkliches Bilderverbot außer im Verbot der Darstellung Gottes selbst, nie umfassend umgesetzt wurde. Zwar ist der bildenden Kunst mit Vorsicht begegnet worden und das Verbot in vieler Hinsicht auch spürbar realisiert, aber vielfach, vor allem in der Kunstgeschichte des persischen Volkes und fast gänzlich im privaten und profanen Bereich der arabischen Welt, sehen wir einen Gestaltungsreichtum, der die Darstellung von Lebewesen keineswegs ausschließt. Man sollte eher von einer Bilderfeindlichkeit als einem Bilderverbot sprechen.

Denn alles in Allem liegt dieser Distanz von Bildern und Figuren nicht viel mehr als eine Furcht vor dem Götzendienst zugrunde, was die größtmögliche Sünde darstellt. Die meisten Argumente und Textbelege, die für ein Verbot von sämtlichen Abbildern, die Lebewesen zeigen, herangezogen werden, sprechen sich im Grunde genommen gegen die Versuchungen zum Götzendienst aus. Dass daraus im Zusammenhang mit anderen Elementen, wie der Glaube an die *Dschinn* und die Angst davor, sich durch die Kunst dem schöpferischen Gott gleich zu setzen, ein detaillierter, wenn auch hauptsächlich theoretischer Kampf um „erlaubt und verboten“ entstanden ist, zeigt, wie überaus wichtig der Gedanke des reinen Monotheismus ist. Das Vorbild des Propheten Mohammed, der in Mekka die Götzen zerstört hat, und seine Aussagen im Bezug auf Bilder, sind der schlagkräftigste Anlass für die Rechtsgelehrten des Islam gewesen, sich gründlich mit der Thematik auseinanderzusetzen. Der Kunsthistoriker Ahmad Isā äußert dazu einen interessanten Gedanken, indem er bemerkt, dass der Islam die Kunst stets geliebt habe und dass es wahrscheinlich nie zu einem Bilderverbot gekommen wäre, hätte der Prophet Mohammed in Mekka nicht den Polytheismus vorgefunden.²⁵

KAROLINE KÖSTER

IST IN LEIPZIG GEBOREN UND HAT BEI EINEM LÄNGEREN VOLONTARIATSAUFENTHALT IN JERUSALEM BEGONNEN, SICH FÜR DIE ARABISCHE SPRACHE ZU INTERESSIEREN. SIE LEBT SEIT 2009 IN WIEN UND STUDIERT AM INSTITUT FÜR ORIENTALIST DER UNIVERSITÄT WIEN. SEIT 2013 MASTERSTUDIUM ARABISTIK: DERZEIT ARBEITET SIE AN IHRER MASTERARBEIT ÜBER ARABISCHE SATIRE. HAUPTBERUFLICH ZURZEIT NOCH SPRACHSTUDENTIN, ABER DARÜBER HINAUS AUCH BEGEISTERTE KULTURGENIEBERIN UND PASSIONIERTER HOBBYFOTOGRAFIN (WWW.MONOCULING.COM). PRO SCIENTIA GEFÖRDERT SEIT 2015.

¹ Karabacek, Josef Ritter von (1876). *Das angebliche Bilderverbot des Islam: Ein Vortrag gehalten im Bayrischen Gewerbemuseum in Nürnberg am 7. Februar 1876*. Nürnberg: Bieling, S. 4.

² Vgl. Avenarius, Thomas: "Terrormiliz im Nahen Osten: So finanziert der Islamische Staat sein Kalifat", 27.08.2014, <http://www.sueddeutsche.de/politik/terrormiliz-im-nahen-osten-so-finanziert-der-islamische-staat-sein-kalifat-1.2104658-2>, Zugriff: 16.07.2015.

³ Khan, Muhsin (1997): *The Translation of the Meanings of Sahih Al-bukhari*. 9 Vols. Riad: Darussalam Publications, Online-Ressource: <http://sunnah.com/bukhari/46>, chapter 32, Hadith 658, Zugriff: 21.07.2015.

⁴ Die Bibel. Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift, Online Ressource: <https://www.bibelwerk.de/bibel.12790.html/Einheitsuebersetzung+online.12798.html>.

⁵ Vgl. Wallhausen, Julius (1927). *Reste Arabischen Heidentums*. 2. Auflage. Berlin-Leipzig: Walter de Gruyter, S.13-14.

⁶ Almir, Ibric (2004). *Das Bilderverbot im Islam: Eine Einführung*. Marburg: Tectum Verlag, S.19.

⁷ Karabacek, Josef Ritter von (1876). *Das angebliche Bilderverbot des Islam: Ein Vortrag gehalten im Bayrischen Gewerbemuseum in Nürnberg am 7. Februar 1876*. Nürnberg: Bieling, S. 6

⁸ Viele Eigennamen aus der Gegend um Mekka, wo *al-Lāt* verehrt wurde, gehen auf diese Gottheit zurück, auch wenn die Form später in *Allah* umgewandelt wurde.

⁹ Vgl. Almir, Ibric (2004). *Das Bilderverbot im Islam: Eine Einführung*. Marburg: Tectum Verlag, S.24.

¹⁰ Vgl. ebd., S.27.

¹¹ Die Welt der *Dschinn* ist vielschichtig. Man kann *Dschinn* als Dämonen - gute oder böse - betrachten, die in einem Menschen wohnen können, sodass sie seine Handlungen beeinflussen. Sie sind aber auch selbstständige Gestalten, die essen, trinken und verletzt werden können. Sie können den Menschen helfen, ihnen aber auch schaden, können die Gestalt wechseln, sterben und wiederbelebt werden. Sie sind nachts unterwegs und werden durch Pfeifen angelockt. Alles Übernatürliche wird mit *Dschinn* in Verbindung gebracht.

¹² Der Terminus ist nicht unbedeutend und in diesem Fall keineswegs willkürlich gewählt, vor allem im Koran kommt er häufig vor. Er legitimiert Aktionen oder Geschehnisse, da sie mit der Erlaubnis Gottes oder sogar unter seinem Befehl passieren.

¹³ Vgl. Koran 5:110. Ich verwende hier und auch im folgenden die Übersetzung von Frank Bubenheim und Nadeem Elyas, Online Ressource: <http://quran.com>.

¹⁴ Vgl. Koran 27:17.

¹⁵ Das arabische Wort *tamāthīl* meint in der Grundbedeutung "etwas darstellen, verkörpern", was genau auf die Ängste zuspiziert, die im Bilderverbot münden.

¹⁶ Paret, Rudi (1976/77). „Die Entstehungszeit des islamischen Bilderverbots.“ In *Kunst des Orients*, Bd.11. Hrsg von Klaus Brisch; Richard Ettinghausen. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag, S.162.

¹⁷ Vgl. Naef, Silvia (2007). *Bilder und Bilderverbot im Islam: Vom Koran bis zum Karikaturenstreit*. Aus dem Franz. Übersetzt von Christiane Seiler. München: Beck, S.22.

- ¹⁸ Vgl. ebd., s.v. şūra.
- ¹⁹ Vgl. The Encyclopaedia of Islam: New Edition, Edited by H.A.R.Gibb [et al.], 11 Vols. Leiden: Brill, 1960-2002, s.v. taşwīr.
- ²⁰ Vgl. ebd.
- ²¹ Vgl. ebd.
- ²² vgl. Gottheil, Richard J.H. (1931). *An Illustrated Copy of the Koran*. Paris: Libr. Orientaliste Paul Geuthner, Online-Ressource: <http://menadoc.bibliothek.uni-halle.de/ssg/content/pageview/1176993>, Zugriff: 19.07.2015.
- ²³ Vgl. Naef, Silvia: "Der Prophet und seine Bilder", 16.02.2006, <http://www.nzz.ch/articleDKUC5-1.11736>, Zugriff: 17.07.2015.
- ²⁴ Der bislang einzige weithin akzeptierte Film über den Propheten Mohammed "Mohammed – Der Gesandte Gottes" aus dem Jahr 1976 kommt beinahe 3 Stunden ganz ohne einen Mohammed aus. Im Frühjahr diesen Jahres erst wurde ein iranischer Film veröffentlicht, der Entrüstung besonders bei der sunnitischen Mehrheit hervorruft, den der Rücken des Propheten wird im Film gezeigt, vgl. Euronews: "Kontroverse um iranischen M o h a m m e d - F i l m " , 27.03.2015, <http://de.euronews.com/2015/03/27/kontroverse-um-iranischen-mohammed-film>, Zugriff: 20.07.2015.
- ²⁵ Vgl. 'Īsa , Aḥmad Muḥammad (1996). *Painting in Islam: Bewteen Prohibition and Aversion*. Istanbul: ISAR, S. 47 (englisch).

Maria Anegg, Innsbruck

Modelle

M öchtest du ein Leben leben

ohne Zweifel und Neid

Dankbar für alles?

Einzigartig

Lachen und

Loslassen

Ewig auf ein Neues

E inen Moment inne halten

Lebendig fühlen und

Leicht

Endlich

Das ist es!

ohne Kompromisse

M öchtest du dein Leben leben?

MARIA ANEGG

WURDE IM MÄRZ 1990 GEBOREN UND WUCHS MIT VIER BRÜDERN IN INNSBRUCK AUF. SIE IST PSYCHOLOGIN UND SEIT KURZEM GLÜCKLICHE MEDIZINSTUDENTIN. IHR DERZEITIGER TRAUM IST EINE PRAXIS FÜR FRAUENGESUNDHEIT, IN DER SIE ALS PSYCHOTHERAPEUTIN UND ÄRZTIN TÄTIG SEIN KANN. SIE LIEBT DAS MEER, MARILLEN UND IHREN KATER STEVE WONDER. PRO SCIENTIA GEFÖRTE SEIT 2015.

Jasmin Degenhart, Salzburg/Wien

Utopien literarisch (er-)schaffen und rezipieren

EIN GEDANKENABRISS

In diesem Readerbeitrag wird der Frage nach Utopien und Dystopien in der Literatur ausgehend von den beiden Werken UTOPIA (Thomas Morus) und WIR (Evgenij Zamjatin) nachgegangen. Über sie werden weitere Gedanken zu literarischen Werken und anderen Formen der Stellungnahme in den Text einflochten.

Ich lasse mich gern verzaubern.
Von Geschichten.
Von Märchen.
Am liebsten vom Leben selbst.

Das Glück, welches von der Menschheit seit jeher so sehr gesucht wird, steht in engem Kontakt zur Verzauberung. Glück ist nicht eindeutig fassbar oder greifbar, es entzieht sich unserem Verstand. Auf rationalen Wegen der Vernunft gelangt man nicht an den Ort des Glücks. Vielleicht fasziniert es die Menschheit deshalb seit jeher. Im deutschen Sprachkontext steht Glück außerdem in enger Verbindung zum Glücklichsein, manchmal wird es unabsichtlich gleichgesetzt.

Auf der Suche nach dem Glück und dem Glücklichsein ist es oftmals hilfreich, sich das Träumen zu erlauben. Jeder Mensch träumt seinen eigenen Traum und dieser ist das Leben.

Wer nicht träumt, lebt nicht.

Hätte Thomas Morus nicht geträumt, hätte er sich ausschließlich vom Rationalismus leiten lassen und sich nicht eine „bessere“ Welt für die Menschheit erträumt, so wäre wohl kaum UTOPIA inklusive das heutige Verständnis dieses Begriffes entstanden; auch hätte es keine literarische Antwort in Form von Dystopien geben können.

Utopien literarisch (er-)schaffen.

Indem ich ein Buch lese, erschaffe ich es mit. Nicht nur ich. Jede/r, der/die ein Buch liest, erschafft die darin festgehaltene Geschichte selbst mit. Denn die Geschichte kann ohne rezipiert zu werden nur existieren. Sie kann so aber nicht lebendig werden. Lebendig, d.h. zu Leben kommen, wird und kann sie nur über ihre LeserInnenenschaft.

Einige der Geschichten, Erzählungen und Gedanken zum Thema Utopie, die sozusagen durch mich in den letzten Wochen und Monaten ins Leben gekommen sind, möchte ich gerne hier mit euch teilen.

Utopie und Dystopie: UTOPIA (Thomas Morus) – WIR (Evgenij Zamjatin)

Kurze Eingangsdaten: *Utopia* wurde 1516 geschrieben und veröffentlicht. *Wir* wurde 1920 geschrieben und 1924 veröffentlicht.

In *Utopia* stellt ein gemeinsames, teilweise recht hitziges Gespräch dreier gebildeter Männer im 16. Jahrhundert über die Gesellschaft und den gegenwärtigen Zustand der Welt den Ausgangspunkt des ersten Teils, wobei einer dieser Männer – Raphael – sich dazu bereit erklärt, von seinen Kenntnissen über Utopia zu berichten. Da er selbst relativ lange Zeit auf der Insel mit ihren Bewohnern verbrachte, wird er darum gebeten, doch diese Erfahrung mit ihnen, Thomas und Peter, den beiden anderen Gesprächspartnern, zu teilen; was er dann auch im zweiten Teil macht. Er beschreibt in diesem die im wahrsten Sinne des Wortes utopischen Lebensumstände und -bedingungen der Utopier.

In *Wir* hingegen werden zwar einerseits sehr viele der utopischen Rahmenbedingungen¹ aus Utopia übernommen, jedoch in einen völlig anderen Kontext gestellt; sie werden so zu den Stützpfählern der von Zamjatin erschaffenen Dystopie des Einheitsstaates. Die Menschen etwa sind keine Menschen mehr, sondern lediglich Nummern mit Buchstaben davor; die Institution der Familie wurde völlig aufgelöst; im Anschluss an den 200-jährigen Krieg wurde das neue Gesellschaftssystem aufgebaut, dem der „Wohltäter“ übersteht. Die zehn Gebote und auch diverse Redewendungen, welche in vielen unserer heutigen Sprachen das Wort „Gott“ in sich tragen, gibt es natürlich nicht mehr – vielmehr gibt es die zehn Gebote des Einheitsstaates und Redewendungen wie „dem Wohltäter sei Dank“

und so weiter. Darüber hinaus ist ALLES gläsern und transparent, niemand verfügt mehr über Privatsphäre bis auf sehr wenige einzelne Stunden, die jedoch ebenso in ein staatliches Plankorsett gesteckt werden. Der Protagonist, D-503, ist eine Vorzeige-Nummer und der Erbauer der Integral, einem Raumschiff, welches das System des Einheitsstaates verbreiten soll. Die Mathematik ist sein Leben und er betrachtet jede einzelne seiner Erfahrungen durch eine mathematische Brille. Er durchläuft einen unerwarteten Selbsterkenntnisprozess, welchen er unbeabsichtigt in 40 Eintragungen festhält. Diesen Text verfasst D-503 ursprünglich mit der Absicht, die positive und beglückende Welt des Einheitsstaates aufzuschreiben, da geplant ist, der Integral verschiedene Texte und dergleichen mehr auf ihre Reise mitzugeben, um so auch andere Völker und Planeten vom Weg des Einheitsstaates zu überzeugen. Im Laufe der Lesereise zeigt sich immer deutlicher, dass der Einheitsstaat von Nummern mit menschlichen Wünschen und Gefühlen „bedroht“ wird; es bricht ein Kampf zwischen Licht und Dunkel ohne ‚Happy End‘ aus.

„...Und das hier schreibe ich für Ihre ‚Integral‘ ... ja! Das hier!“

Er war wieder der alte: (...)

„Passen Sie auf (das ‚p‘ glich einer Fontäne) – die uralte Legende vom Paradies... Sie handelt ja von uns, vom Jetzt. Ja! Denken Sie sich nur hinein. Den beiden im Paradies war die Wahl freigestellt: entweder das Glück ohne Freiheit oder die Freiheit ohne Glück; ein Drittes gab es für sie nicht. Die Tölpel wählten die Freiheit – warum auch nicht: Selbstverständlich – trauerten sie dann jahrhundertlang ihren Ketten nach. Die Ketten – begreifen Sie –, die Ketten waren der Gegenstand des Weltschmerzes. Jahrhundertlang! Und wir waren es erst, die von neuem herausfanden, wie das Glück zurückzugewinnen war... Nein, hören Sie weiter zu! Der alte Gott und wir mit ihm, an ein und demselben Tisch. Ja! Wir haben Gott geholfen, den Teufel endgültig zu besiegen – er war es doch, der die Menschen antrieb, das Verbot zu verletzen und die verhängnisvolle Freiheit zu kosten – er, die tückische Schlange. Wir aber haben ihm mit unserem Riesenstiefel aufs Köpfchen getreten – kram-bum! Und fertig: Das Paradies ist zurückgewonnen. Und wir sind wieder unschuldig und treuherzig wie Adam und Eva. Nicht die Spur von einer Konfusion der Begriffe Gut und Böse: Alles ist überaus simpel, freundlich, paradiesisch einfach. Der Wohltäter, die Maschine, der Kubus, die Gasglocke, die Schützer – all das ist majestätisch, schön, edel, erhaben, kristallklar. Denn es bewahrt unsere Unfreiheit – das heißt, unser Glück. Die Alten hätten an dieser Stelle nun begonnen zu richten und zu rechten und sich den Kopf darüber zerbrochen, ob es ethisch sei oder nicht... Aber lassen wir das. Mit einem Wort, es wird ein Poem, ein Paradiesgedicht, was? Und dabei tiefenst im Ton... Verstehen Sie? Ein schöner Streich, was?““““2

Mit diesem Postulat der Nummer R-13 im Gespräch mit D-503 zeigt sich deutlich das offizielle Denken im Einheitsstaat. Glück und Freiheit sind demnach unvereinbar, wer sich für das Glück entscheidet, entscheidet sich zwangsläufig auch für die Unfreiheit; wer sich für die Freiheit entscheidet, wählt automatisch den Weltschmerz mit, quasi wie zwei Pole: Glück-Unfreiheit versus Weltschmerz-Freiheit.

Offiziell entscheiden sich selbstverständlich alle Nummern im Einheitsstaat für das Glück.

Parallele zur Gegenwart.

Es mag verrückt anmuten, dass sich jemand für das Glück und zugleich gegen die Freiheit entscheiden mag. Dennoch lässt sich genau das auch in unserer heutigen Welt feststellen. Vielfach scheint es leichter, die eigene Komfortzone nicht zu verlassen (oder aber nur im Auftrag anderer), keine eigenen Entscheidungen treffen zu müssen, Außenstehende für unangenehme Situationen verantwortlich zu machen. Es ist anfangs oft unbequem, eigenständig zu denken und zu handeln. Wie lange mussten unsere Vorfahren für unsere materielle Bequemlichkeit kämpfen; viele Jahrhunderte hindurch wurde die Menschheit von Hunger und Witterungsbedingungen gequält. Doch materielle und körperliche Bequemlichkeit soll nicht mit der geistigen vermischt werden. Verantwortung für das eigene Leben zu übernehmen und folglich Freiheit und Glück als normalen Bestandteil des Lebens kennenlernen zu dürfen, das wäre das realistische und mögliche Ziel.³

Als Grundmotiv in Zamjatin's Werk können m.E. die Unberührbarkeit des Menschen in der rationalen Welt⁴ auf der einen und die (staatlich verbotene) Verzauberung des Menschen in seinem Innersten⁵ auf der anderen Seite betrachtet werden.

Im weiteren Verlauf des Romangeschehens zeigt sich, dass sich eine Rebellion gegen den Einheitsstaat im Untergrund anbahnt, dass der Einheitsstaat die Kontrolle über seine Nummern verliert (sollte er eine solche jemals gänzlich inne gehabt haben) und Chaos in der einst immerzu nach Plan verlaufenen Stadt herrscht.

Gleichzeitig, d.h. parallel zur Widerstandsbewegung, gelingt jedoch der Medizin ein Durchbruch: Man findet die Stelle des Gehirns, an

welcher sich die Phantasie befindet und beginnt – erst auffordernd mit Aufrufen ans „numerische Volk“, dann einfordernd und die Nummern gegen ihren Willen in großer Zahl einfangend – die Nummern zu operieren. Im Anschluss an diese Operationen mutieren diese zu Hüllen ohne jeglichen Willen oder Phantasie.

Parallele zur Gegenwart.

Wozu soll Phantasie gut sein? Kann man nicht auch ohne sie leben bzw. wird das Leben nicht möglicherweise sogar effizienter ohne sie? Ist Fantasieren nicht eine völlig sinnlose Beschäftigung der verantwortungslosen Zeit der Kindheit?

Auch wenn es uns das derzeit allgegenwärtige kapitalistische Gedankengut gerne glauben machen möchte, so lautet die Antwort dennoch:

Natürlich nicht!

Phantasie hängt mit Kreativität zusammen.

Kreativität bedeutet, seine eigene Schöpferkraft wirken zu lassen.

Kreativität ist Lebenskraft.

Ohne sie wird lösungsorientiertes Denken völlig unterbunden.

Die Unterbindung der persönlichen Lebenskraft wurde u.a. im 20. Jahrhundert in den Kolonien diverser sogenannter „Entwicklungsländer“ auf eine erschütternde Art und Weise durchgeführt, indem man unzählige Frauen ungefragt sterilisierte und anderen von ihnen langzeit-schädigende Anti-Baby-Pillen verabreichte.

Derartige Unternehmungen scheinen inzwischen glücklicherweise der Vergangenheit anzugehören...

Doch eine andere, sehr viel aktuellere und beängstigend-futuristische Entwicklung ist der derzeitige Druck an den unterschiedlichen internationalen Schulsystemen.

Etwa wird Chinas strenges, beinahe militärisches Schulsystem, welches im wahrsten Sinne des Wortes keine einzige freie Stunde der Kinder unverplant lässt und von klein auf mit Konkurrenzdruck arbeitet, von PISA hochgelobt.⁶

Zugleich können aber genau diese Kinder als Folge des Schulsystems nicht mehr phantasieren.

Ihnen ist ihre persönliche Kreativität völlig abhanden gekommen bzw. bekamen und bekommen sie nie die Chance, diese überhaupt kennenzulernen.

China⁷ es also gelungen, die Gehirn-Operation Zamjatins ganz ohne OP Realität werden zu lassen und den Leuten ihre Phantasie herauszuschneiden.

Die Frage nach der bislang eindeutig missglückten Erschaffung utopischer Lebensformen auf diesem Erdball und besseren Bedingungen in dieser Welt hat bereits einige Menschen nachdenklich gestimmt und manche von ihnen wiederum zum Aufschreiben bzw. Aufzeichnen ihrer Sichtweisen bewogen.

Auf der Welt scheinen Reichtum, Gerechtigkeit, Gesundheit, Glück und viele weitere erstrebenswerte Lebensinhalte willkürlich verteilt. Selbst, wer Glück hat (ohne deshalb gleich glücklich zu sein...) und es von außen betrachtet „gut“ hat, wird selbst möglicherweise nicht davon überzeugt sein, es „geschafft“ zu haben und u.U. mit Leichtigkeit auf all die Mängel – materiell wie immateriell – seines Lebens hinweisen können.

Das Leben scheint vielfach einer ewigen Treitmühle gleich, aus der kaum jemand wieder herauskommt; nur der Tod bietet Erlösung, doch damit möchte man sich inzwischen nicht mehr zufrieden geben. Von der Erlösung soll bereits vorher, d.h. während des Lebens, getrunken werden können und das möglichst täglich. Der Tod selbst wird gefürchtet und gemieden; die Angst vor seinem Eintreten bedingt den aktuellen Jugendwahn. Im schlimmsten Fall wird zu Schönheits-Operationen und ähnlichen Maßnahmen gegriffen, doch ich schweife ab.

Ganz offensichtlich hat das Akkumulieren von Dingen, von Materie, uns bislang nicht dabei geholfen, die selbst gemachte Anti-Utopie unserer Realität zu überwinden.

Der Konsum und vielmehr noch die Konsummöglichkeiten mögen unser Leben in vielerlei Hinsicht unbestreitbar komfortabler gemacht haben. Doch zur Überwindung antiutopischer, teilweise sogar dystopischer Verhältnisse trägt er nicht bei; vielmehr scheinen wir (die Menschheit, insbesondere die der ehemals sogenannten „ersten Welt“) mit dem derzeit allgegenwärtig praktizierten Überkonsum konfrontiert, eine neue hässlich-gräßliche Anti-Utopie Realität werden zu lassen.

Gegenwärtig wird unser aller Leben von konsumgesteuertem Kapitalismus regiert, von ernsthaft sozialdemokratischen Verhältnissen sind wir weit entfernt.

Um es mit Ilija Trojanows Worten auszudrücken:

„Es geht um alles.“⁸

Ähnlich dramatisch-kritisch dürfte das Königreich Bhutan die Auswirkungen und Folgen der weltweit entstandenen Konsumgesellschaften beobachten: Da es gegen eine derartige kapitalistische Entwicklung ist, lässt es die Modernisierung des Landes nur schrittweise zu und hat sich zugleich dem bislang wohl am größten angelegten Forschungsprojekt verschrieben: der Erforschung des Glückseins des eigenen Volkes.

Bhutan hat hierfür das Brutto-Inlands-Glück, welches es regelmäßig erhebt, erfunden. Dieses Brutto-Inlands-Glück steht dem kapitalistisch orientierten Brutto-Inlands-Produkt gegenüber. Jährlich bereist ein Forscherteam ausgestattet mit Fragebögen das Königreich und interviewt unterschiedliche Menschen; ein Interview umfasst ca. 2000 Fragen und dauert mehrere Stunden lang. Auch in Bhutan gibt es natürlich Schwierigkeiten und viele Situationen, die für die Bevölkerung nicht zufriedenstellend sind.

Im Vergleich zu Bhutan müsste Europa – rein am materiellen Wohlstand gemessen – förmlich ein Paradies sein. Doch man kann ein europäisches Land mit Bhutan aus folgendem Grund eigentlich nicht vergleichen: Stellt man Bhutan und Europa einander gegenüber, so erkennt man, dass der Fokus ein anderer ist und daher auch andere Folgen zu erwarten sind. Europa fokussiert sich auf Geld, seine materiellen Güter und vor allem auch auf die Sicherung des bislang angehäuften Reichtums. Bhutan jedoch hat seinen primären Fokus (oder zumindest ein Hauptaugenmerk) auf die Zufriedenheit und das Glück seiner Untertanen gelegt. Die Zukunft wird zeigen, welcher der beiden Wege der Menschheit womöglich dienlicher ist.

Vielleicht finden wir auch einen ganz anderen Weg. Solange wir es zulassen, dass unsere Kinder, wie auch wir selbst, phantasieren dürfen, werden wir immer auf Antworten stoßen.

Alice, Alice...

„Alice was beginning to get very tired of sitting by her sister on the bank, and of having nothing to do: once or twice she had peeped into the book her sister was reading, but it had no pictures or conversations in it, 'and what is the use of a book,' thought Alice, 'without pictures or conversation?' So she was considering in her own mind [...], when suddenly a White Rabbit with pink eyes ran close by her [...] she ran across the field after it, and fortunately was just in time to see it pop down a large rabbit-hole under the hedge.

In another moment down went Alice after it, never once considering how in the world she was get out again.

The rabbit-hole went straight on like a tunnel for some way, and then dipped suddenly down, so suddenly that Alice had not a moment to think about stopping herself before she found herself falling down a very deep well.

Either the well was very deep, or she fell very slowly, for she had plenty of time as she went down to look about her [...] 'Well!' thought Alice to herself. 'After such a fall as this, I shall think nothing of tumbling down stairs! (...)' [...]

Down, down, down. Would the fall never come to an end? [...]

Down, down, down. There was nothing else to do, so Alice soon began talking again. [...] Alice began to get rather sleepy, and went on saying to herself, in a dreamy sort of way, 'Do cats eat bats?' [...] She felt that she was dozing off, and had just begun to dream that she was walking hand in hand with Dinah⁹, and saying to her very earnestly, 'Now, Dinah, tell me the truth: did you ever eat a bat?' when suddenly, thump! thump! down she came upon a heap of dry leaves, and the fall was over.“¹⁰

Ich liebe diese Eingangsszene aus Lewis Carrolls *Alice im Wunderland*. Sie zeigt auf eine so entspannte Art und Weise, wie manchmal ein einziger Vorfall eine Kette von Ereignissen nach sich zieht, die nicht unterbrochen werden kann, sondern zu einem unaufhaltsamen Fall in neue Welten führt. Und sie zeigt auch, wie unerwartet ein solcher Fall manchmal kommen kann.

Hat nicht D-503 (der Protagonist aus Zamjatins „Wir“) ebenso wie Alice nach einem inneren Impuls, einem Folgen von jemandem dieselbe Erfahrung gemacht? Alice sieht unerwartet den weißen Hasen und folgt ihm ohne langes Zögern oder jegliches Denken in den Kaninchenbau, der kein Zurück bietet – sie muss fallen und zwar solange, bis sie von selbst auf dem Haufen trockener Blätter landet. D-503 erlebt Ähnliches, indem er I-330 und ihren diversen Anweisungen rasch nachkommt. Er folgt ihr bis in das alte Haus (ein übriggebliebenes Wohnhaus aus der sogenannten Alten Welt, welches als eine Art Museum dient), begeht dort erste „Straftaten“ und als I-330 einmal auf für ihn unerklärliche Weise verschwindet, möchte er diesem Umstand später auf den Grund gehen und sucht deshalb alleine in der alten Wohnung nach einer Erklärung (und natürlich nach ihr, denn inzwischen hatte er sich bereits Hals über Kopf verliebt, konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen und war ihr völlig ergeben). Diese bekommt er dann auch, als er sich, in dem Moment, in dem er Stimmen hört (und sich eigentlich dort nicht aufhalten dürfte), im Kleiderschrank verstecken möchte, jener aber einer Art „Fahrstuhl“ im Alice'schen Stil der „rabbit-hole“ darstellt und in die Welt des Untergrunds, d.h. in die Welt der Widerstandsbewegung, führt.

„17. Eintragung.
Durch das Glas hindurch.
Ich bin gestorben. Die Korridore.

Ich bin völlig verwirrt. Gestern, in dem Augenblick, als ich meinte, alles sei schon geklärt, jedes X sei gefunden – da tauchten in meiner Gleichung neue Unbekannte auf. Der Ausgangspunkt der Koordinaten dieser Geschichte ist natürlich das Alte Haus. Dort beginnen die Achsen X, Y und Z, aus denen seit einiger Zeit für mich die ganze Welt aufgebaut ist. [...]
Im Laufschrift durchmaß ich die vertrauten, fast intimen, hallenden Räume [...]
Da ging ein Riß durch alles, was mich umgab: Ganz unten klappte eine Tür, jemand stampfte rasch über den Fliesenboden. [...] Unten, vom dunklen Schattenquadrat eines Fensterrahmens eingefabt, huschte [...] der Kopf von S vorbei. [...] Und auf Zehenspitzen schlich ich, dicht an die Wand gepreßt, hinauf- zu der unverschlossenen Wohnung. [...] Ich griff nach dem Schlüssel der Schranktür – der Ring schaukelte. Das erinnerte mich an etwas – wieder war es ein momentaner, reiner, prämissenloser Schluß, genauer gesagt, ein Bruchstück davon: ‚Damals, I - -.‘ Rasch öffnete ich die Tür – ich war drinnen, im Schrank, im Dunkeln – und schlug sie fest hinter mir zu. Ein Schritt – der Boden schwankte unter meinen Füßen. Langsam und weich schwebte ich irgendwohin, hinunter, es wurde mir schwarz vor Augen, ich starb.“¹¹

Bis zu seiner unfreiwilligen Operation am Schluss, bei der ihm die Phantasie herausgeschnitten wird, führt also auch für ihn ab dem Moment der Begegnung kein Weg mehr zurück.

Die Fahrstuhlsituation kann daher also auch symbolisch gedeutet werden.

„40. Eintragung
Übersicht:
Fakten. Die Glocke. Ich bin mir sicher.

(...)
Bin ich, D-503, es wirklich, der diese zweihundertzwanzig Seiten geschrieben hat? Habe ich das tatsächlich irgendwann einmal empfunden – oder mir eingebildet, daß ich dies alles empfand?
(...) Keine Wahnideen mehr, keine unsinnigen Metaphern, keinerlei Gefühle: lediglich Fakten. (...) (Das Lächeln ist der Normalzustand eines normalen Menschen.)
Dies sind die Fakten: (...)
Am gleichen Tag saß ich abends mit Ihm, dem Wohltäter, (erstmal) in der berühmten Gaskammer an einem Tisch. Sie führten jene Frau herein. In meiner Anwesenheit sollte sie ihre Aussagen machen. Die Frau schwieg beharrlich und lächelte dabei.
(...)
Während sie sich an die Sessellehnen anklammerte, schaute sie mich an – sie schaute, bis sich die Augen völlig schlossen. Dann holte man sie heraus, brachte sie mit Hilfe von Elektroden rasch wieder zur Besinnung und setzte sie von neuem unter die Glocke. (...) trotzdem sprach sie kein Wort. Andere (...) erwiesen sich als anständiger – viele von ihnen begannen schon beim erstmalig zu sprechen. Morgen werden alle die Stufen zur Maschine des Wohltäters hinaufsteigen.
Damit darf man nicht zögern, denn in den westlichen Vierteln gibt es immer noch Chaos, Geheul, Leichen und Tiere und – bedauerlicherweise – auch eine bemerkenswerte Anzahl von Nummern, die die Vernunft verraten haben.
Aber es ist uns gelungen, auf dem quer verlaufenden 40. Prospekt eine provisorische Mauer aus Hochspannungswellen zu errichten. Und ich hoffe – wir werden siegen. Mehr noch: Ich bin sicher, daß wir siegen. Weil die Vernunft siegen muß.
ENDE“¹²

Das Fehlen der Hoffnung am Ende der Aufzeichnungen von D-503 macht Zamjatins *Wir* zu einer glaubbaren Dystopie.

Interessant sind auch (wie bereits im ersten Zitat, S. 3-4) die eindeutig auffallenden Bibelbezüge und Parallelen zur Bibel; beispielsweise gibt es genau 40 Eintragungen, keine einzige mehr oder weniger und der 40. Prospekt spielt während des Romans eine sehr wichtige Rolle. Es wäre sicherlich lohnenswert, die Bibel mit dem Roman ausführlich zu vergleichen und ihre gemeinsamen Parallelen und Gegenüberstellungen detailliert herauszuarbeiten.

Und nun, zu guter Letzt, da jedes Ende nur der Anfang einer neuen Gedankenkette und möglicherweise neuer Geschichten ist, hier eine (keinesfalls auf Vollständigkeit bedachte) Liste an Literatur & Filmmaterial, die zumindest in mir beim Gedanken an ‚Utopien (er-)schaffen‘ eine Saite erklingen haben lassen:

- .) Utopia (Thomas Morus)
- .) Wir (Jewgeni Samjatin)
- .) Animal Farm (George Orwell)
- .) Brave New World (Aldous Huxley)
- .) Die Gunst der Stunde, 1885 (Patrik Ourednik)
- .) Dead Poets Society (Tom Schulman)
- .) Emma schweigt (Susanne Scholl)
- .) Barmherzigkeit (Dimitré Dinev)
- .) Zwischenstationen (Vladimir Vertlib)
- .) Die Regenbogentruppe (Andrea Hirata)
- .) Der überflüssige Mensch (Ilija Trojanow)
- .) Lean in (Sheryl Sandberg)
- .) Alice in Wonderland (Lewis Carroll)

- .) Die Bibel
- .) Tolstoj als theologischer Denker und Kirchenkritiker
(George/Herth/Münch/Schmid)

- .) Erwin Wagenhofer: alphabet – Angst oder Liebe (DVD)
- .) Harald Friedl: What Happiness is – Auf der Suche nach dem Glück (DVD)

- .) Das Recht auf Faulheit ist zeitlos:
<http://derstandard.at/2000011378025/Soziologe-Lessenich-Das-Recht-auf-Faulheit-ist-zeitlos>
- .) Nicht nur das wirtschaftliche Wachstum messen:
http://webster.ac.at/files/attachments/07022015_standard.pdf

- .) https://www.ted.com/talks/young_ha_kim_be_an_artist_right_now
- .) http://www.ted.com/talks/david_logan_on_tribal_leadership

This is the end,
beautiful friend.
This is the end,
my only friend,
the end.

It hurts to set you free
But you'll never follow me
The end of laughter and soft lies
The end of nights we tried to die

This is the end

(Jim Morrison/The Doors)

JASMIN DEGENHART

IST SLAWISTIN UND KOMMT AUS SALZBURG, WO SIE AM FACHBEREICH SLAWISTIK DER UNIVERSITÄT SALZBURG ALS SENIOR SCIENTIST TÄTIG IST. SEIT 2011 LEBT SIE IN WIEN. SPRACHE ALS GANZES, ABER AUCH, WAS ANEINANDERGEREICHTE WÖRTER IN MENSCHEN AUSLÖSEN KÖNNEN, FASZINIERT SIE SEIT JEHER. PRO SCIENTIA GEFÖRDERTE SEIT 2014.

¹ Wie etwa die gläserne Schutzumzäunung des Stadtgebietes, die genaue Zeiteinteilung des Tagesplans bzw. auch der Schlafzeit der Bewohner oder der relativ freie Umgang mit Familienkonstruktionen (d.h. der Auflösung der Form der Familie, die wir heute [noch?] kennen) und Zuweisungen zu Ehepartnern.

² Vgl. Zamjatin S. 66, 67.

³ Vgl. auch https://www.ted.com/talks/david_logan_on_tribal_leadership?language=en#t-572700

⁴ Es zählt ausschließlich das Kollektiv; es berührt bspw. niemanden, wenn beim Bau des Raumschiffes durch eine Explosion mehrere Nummern sterben, solange dadurch der Ablauf der Konstruktion nicht unterbrochen wird.

⁵ Primär durch I-330, welche sich wie ein zivilisierter Mensch des 20. Jahrhunderts verhält, denn sie hat Gefühle, Verlangen, Träume und trinkt darüber hinaus außerdem Alkohol und raucht Zigaretten (beides ist verboten und hätte die Todesstrafe zur Folge). Im Laufe des Romans kristallisiert sich immer mehr heraus, dass auch viele andere Nummern ihre inneren Impulse versuchen auszuleben (etwa verlangt es O-90 nach einem Kind und sie wird schwanger, obwohl auch darauf die Todesstrafe steht – der Einheitsstaat ist die Familie – und sogar der vorbildliche D-503 entwickelt eine eigene Seele (!) und persönliche Sehnsüchte.

⁶ Vgl. die Film-Dokumentation „alphabet – Angst oder Liebe“ von Erwin Wagenhofer.

⁷ China dient hier lediglich als Paradebeispiel. Der aktuelle Schul-Karriere-Konkurrenzdruck betrifft bei weitem nicht nur China, sondern den gesamten Globus.

Mir scheint, dass – sollten diese Entwicklungen an Popularität gewinnen und sich durchsetzen – eines Tages an den Universitäten kaum mehr neue Erkenntnisse gewonnen werden können.

Auch gesamtgesellschaftlich betrachtet könnte man eines Tages in einer Einbahnstraße landen, wenn der menschliche Geist nicht mehr lösungsorientiert denken kann, sondern lediglich Wissen abspeichert und es danach wiedergibt, ohne es jemals verstanden zu haben.

⁸ Vgl. Ilija Trojanow: Der überflüssige Mensch.

⁹ Alices Katze.

¹⁰ Lewis Carroll: Alice in Wonderland, S. 1-4.

¹¹ Vgl. Zamjatin: „Wir“, S. 97-101

¹² Vgl. Zamjatin, Wir: S.241-243

Marion Dotter, Wien

Modelle des Friedens im 18. Jahrhundert zwischen philosophischer Utopie und politischer Realität

1 Einleitung

„Wenn in den ersten Jahrzehnten des 18. Jh.s das Friedensschrifttum einem neuen Höhepunkt zustrebte und nunmehr Wechselwirkungen zwischen Friedensdenken und praktischer Politik erstmals ansatzweise zum Tragen kamen, darf dies als Indiz für eine neue Qualität auch des E.-Diskurses gelten.“¹

Diese Worte, die dem Europa-Eintrag der Enzyklopädie der Neuzeit entnommen wurden, können als Ansatz- und Angelpunkt des folgenden Beitrags herangezogen werden, da darin nicht nur deren zentrale Bezugsbegriffe – Europa und Friede –, sondern auch das zu thematisierende Verhältnis von theoretischen Friedensschriften und ihrer praktischen Umsetzung verdeutlicht wird. Die Frage, was den Frieden ausmacht, ihn verlängert und zum Scheitern bringen kann ist zu allen Zeiten im Zentrum von Diskussionen und Überlegungen gewesen, ohne jemals einer endgültigen Lösung entgegenzustreben. Auch das 18. Jahrhundert, das durch die Impulse der Aufklärung eine Dynamik in den Friedensdiskurs brachte, offenbart eine Fülle von Vorschlägen und Ansichten, die sich nur schwer in zwei Lager, in zwei Modelle aufspalten lassen.

Der Friedensbegriff lässt sich also unmöglich in wenigen Sätzen definieren und es soll nun die Aufgabe dieses Artikels sein, ein wenig Licht in die vielgestaltige Verwendung des Terminus zu bringen. Die verschiedenen Konnotationen und Aufladungen, die er durch die politisch-diplomatische sowie die philosophisch-aufklärerische Instrumentalisierung erhielt, sollen differenziert und analysiert, Unterschiede und Gemeinsamkeiten der beiden Auffassungen herausgearbeitet werden.

Beispielhaft sollen dazu zwei bedeutende Friedensverträge, ebenso wie zwei wichtige philosophische Abhandlungen ausgewählt und vergleichend auf die Verwendung des Wortes „Frieden“ untersucht werden.

Der erste Vertrag ist der 1713 zwischen England und Frankreich geschlossene Friede von Utrecht, der den Spanischen Erbfolgekrieg beendete, der zweite jener von Basel, der wiederum zwischen Frankreich und Preußen ausgehandelt wurde und 1795 ein Teilfriede der Revolutionskriege war. Zur weiteren Rückversicherung wurden auch die daran anknüpfenden Verträge von Rastatt und Campo Formio gelesen und in die Betrachtung aufgenommen.

Auf der anderen Seite steht das 1713 fertiggestellte „Projekt eines ewigen Frieden für Europa“ des Abbe de Saint Pierre und das 1795 entstandene Traktat „Zum ewigen Frieden“ von Immanuel Kant. Die Originaltexte sind unterschiedlichsten Quellen entnommen und – bis auf den letztgenannten – in einer Übersetzung bearbeitet worden. Die Friedensverträge entstammen ereignisnahen Publikationen von 1725 und 1795, das Kantische Traktat dagegen einer kommentierten Ausgabe von 2011.²

Daraus ergibt sich auch der Aufbau, der dem Artikel zu Grunde liegt:

Zunächst soll eine allgemeine politische und philosophisch-theoretische Einführung den Friedensbegriff des 17. und 18. Jahrhunderts grob umreißen und eine Grundlage für die Analyse der Primärquellen schaffen. Diese sollen zunächst in ihren unmittelbaren, zeitlichen und thematischen Kontext eingebettet und mit Hilfe der Sekundärliteratur interpretiert werden. Dabei offenbaren sich auch signifikante Differenzen im Bearbeitungsstand der Forschung: Speziell Kants Friedensschrift erfreute sich seit jeher einer regen Rezeption (weshalb sie in dieser Arbeit besondere Beachtung findet), während sein Vorreiter St. Pierre – wie schon zu seinen Lebzeiten – weniger Beobachtung findet. Seine Arbeit wird zumeist im Zuge umfassender Darstellungen erwähnt und nicht zuletzt im Zusammenhang mit Rousseau genannt. Ähnlich verhält es sich auch mit der Gattung des Friedensvertrages, dem – abgesehen von dem monumentalen und immer wieder zitierten Werk Fishs – geringe Bedeutung zukommt, obgleich die politische Dimension des Friedensvertrages gut aufgearbeitet ist.

Als Methode wird die historische Diskursanalyse, wie sie in der Einführung von Achim Landwehr beschrieben wird, sowie die Lexikometrie bzw. die sozialhistorische Semantik, die in dem Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe, kurz HPSG, verwendet wird, herangezogen. Erstere macht sich zur Aufgabe unbewusste und versteckte, oftmals ideologisch aufgeladene Redestrategien aufzudecken. Zweitere versucht durch eine genaue linguistische Textarbeit, eine Wortfeldanalyse durchzuführen, das heißt, den Begriff in seinem engeren, semantischen Kontext zu verorten und Äquivalenz- bzw. Oppositionsbeziehungen zu finden, also Worte auszumachen, die den Friedensbegriff begleiten, und solche, die ihm entgegengesetzt werden. So können Verschiebungen und unterschiedliche Verwendungen eindeutiger nachgezeichnet werden.³

Das zeigt, dass die Arbeit versucht, sehr eng mit den Primärquellen zu arbeiten, um die Begriffsverwendung und Bedeutung in dem konkreten Fall nachvollziehen zu können. Dabei stellt sie natürlich nicht den Anspruch, einen allgemeinen Blick auf die Thematik geben zu können, da es sicher sehr stark von der Quellenauswahl abhängt, welche Ergebnisse man erzielen kann, sondern möchte bewusst exemplarisch arbeiten.

2 Der philosophische Traktat im Dienste des Friedens

2.1 Charles Irénée Castel de Saint Pierre: „Das Projekt zum ewigen Frieden“

2.1.1 Entstehungs- und Rezeptionsbedingungen

Das Rezeptionsproblem, das dem Abbé de Saint Pierre schon zu Lebzeiten begegnete, setzt sich bis in die Gegenwart fort, was

sich auch darin zeigt, dass es nur eine einzige, wenig zufriedenstellende deutschsprachige Edition und Übersetzung des „Projet de paix perpetuelle“ gibt, die bereits 1922 entstand und auf der auch die folgenden Ausführungen beruhen müssen.⁴

2.1.2 Der Friedensbegriff in „Das Projekt zum ewigen Frieden“

2.1.2.1 Ewiger Friede oder Grabesstille?

Der Traktat teilt sich in fünf Hauptstücke, in denen er unter verschiedenen Aspekten immer wieder die Notwendigkeit und Bedeutung eines festen Friedensbundes betont. Zentral ist das vierte Kapitel, das er in Form eines Friedensvertrages gestaltet und durch den er alle Kriege beenden will. Diese 19 Artikel, die sich in zwölf unabänderliche und sieben zusätzliche Paragraphen aufspalten lassen, liefern nicht nur eine detaillierte Beschreibung des Friedensbundes, sondern zentrierten auch wesentliche Aspekte des Pierreschen Friedensbegriffs:

„Es besteht von diesem Tage an zwischen den unterzeichneten Herrschern und, wenn möglich zwischen allen christlichen Herrschern ein dauerndes, ewiges Bündnis zum Zweck der Erhaltung eines ununterbrochenen Friedens in Europa.“⁵

Dieses Zitat leitet den ersten Grundartikel des vierten Hauptstücks ein und beweist, dass der Abbé nur den ewigen als den wahren Frieden verstand und darauf mit all seinen Bemühungen zusteuerte. Daher stellt er die gegenwärtigen Friedensverträge, die nur einen temporären Waffenstillstand einleiten, seinem Friedensverständnis gegenüber. Allerdings ergibt sich die Frage, wie weit dieser Frieden reichen soll und welche Mittel ergriffen werden müssen, um ihn zu erhalten. Die folgende Stellungnahme definieren das Verständnis, das der Autor dem Frieden entgegenbringt dagegen weit genauer: „Die Hauptwirkung des Völkerbundes ist die Erhaltung des Status quo.“⁶

Der Frieden, wie Saint Pierre ihn in diesem Zusammenhang versteht, erscheint als eine statische Zeit der Ruhe, die keine Veränderung und Entwicklung mehr zulässt, sondern einen erzwungenen Zustand der ewigen Stabilität in innen- wie außenpolitischen Fragen darstellt.

2.1.2.2 Der Krieg im Denken des Abbé de Saint Pierre

In dieser Situation wird es auch nötig, den Komplementärbegriff des Friedens – Krieg – stärker in den Definitionsprozess einzubeziehen, um die Grenzen der Termini noch näher bestimmen zu können, vor allem da der Krieg eine wesentliche Stellung in dem Traktat einnimmt und durchwegs negativ konnotiert wird. Durchgehend bezeichnet er diesen als „unendliches Unheil“, „Zwangslage“ und „Gottesgeißel“, da dadurch nicht nur menschliche und finanzielle Ressourcen verloren gehen, die für Reformen und Innovationen genutzt werden könnten, sondern er auch ein Glücksspiel war, dessen Ausgang man nicht rational kalkulieren konnte. Es wirkt, als wäre Pierre in seinem gesamten Werk damit beschäftigt, den Leser von den Schrecken und der Unberechenbarkeit des Krieges zu überzeugen und so seine Arbeit und Ideen zu rechtfertigen. Er unterscheidet zudem zwischen internationalen Konflikten und Bürgerkriegen, ohne diese Differenzierung weiter zu präzisieren.

Zweitere sind für den Abbé noch verwerflicher, als die Tyrannei, weshalb er auch jeden Aufstand des Volkes gegen den Herrscher ablehnte.

Er vertritt also grundsätzlich einen gewaltfreien Friedensbegriff, ist dabei jedoch insofern inkonsequent, als seine Theorie des Krieges bedarf, um bestehen zu können. Jeder – ganz gleich ob ein einzelner Bürger oder ein staatliches Mitglied des Völkerbundes, das gegen die Friedensgemeinschaft aufbegehrt, muss mit militärischen Mitteln in die Schranken gewiesen werden. Eine Begründung erfolgt in der Erläuterung des achten Artikels:

„Kein menschlicher Bund ist von Dauer, wenn seine Mitglieder nur durch die Aussicht auf Vorteil und Nutzen zusammengehalten werden, die nur für die Klugen und Verständigen maßgebend ist. Auch eine große Furcht vor Strafen ist nötig, um die Unklugen im Zaume zu halten, die jung und unbesonnen, tollkühn oder schlecht beraten sind.“⁷

Saint Pierre empfindet die Entscheidung zum Frieden zwar als einen Vernunftakt, erkennt jedoch gleichermaßen, dass nicht jeder zu solchen Gedanken fähig und daher eine regulierende Instanz unverzichtbar ist.

Kriege können aus zwei Gründen entstehen: aus dem Ehrgeiz eines Herrschers, der sein Staatsgebiet und seinen Ruhm zu vergrößern sucht, oder aus Furcht, dass der gegnerische Nachbar zu viel Macht akkumulieren könnte und daher ein Präventivschlag notwendig wird. Die zweite Option entspricht dem Gleichgewicht der Mächte, einem Prinzip, das er zum Frieden in Opposition stellt.

2.1.2.3 Der Friede als Kosten-Nutzen-Rechnung

Was den ersten Kriegsgrund betrifft, ist es unumgänglich, den Ehrgeiz und die Ruhmsucht gegen Genügsamkeit und Zufriedenheit zu tauschen – andernfalls kann der Plan des Philosophen nicht gelingen und der ewige Frieden bleibt unerreichbar. Sobald die Staaten in den vorgeschlagenen Friedensbund eintreten, verlieren sie auch alle Ansprüche auf fremde Gebiete, sowie die Ängste vor dem Despotismus eines anderen Herrschers und vor dem Misserfolg in einen unsicheren Krieg.

Die Entscheidung zum Frieden wird hierbei zu einem Akt der Vernunft, da die Sorge vor dem Verlust des gesamten Besitzes immer schwerer wiegt, als die Hoffnung auf einen kurzzeitigen Sieg. Die Furcht vor dem persönlichen Untergang ist also nicht nur ein Kriegstreiber, sondern ein Druckmittel zum Frieden, der aber auch jenen mit Waffengewalt aufgezwungen werden muss, die dem Bund nicht beitreten wollen. Beide Zustände – jener des Friedens ebenso wie jener des Krieges – üben Druck aus, doch während der Völkerbund von Pierre als „heilsamer Zwang“ bezeichnet wird, ist das Staatsoberhaupt während einer militärischen Auseinandersetzung stets von der Kampfkraft seiner Feinde und dem Erfolg abhängig. Keines der beiden Systeme kann also für Freiheit sorgen, doch der Friedensbund liefert zumindest die vom Autor ersehnte Ruhe und Sicherheit.

2.2 Immanuel Kant: „Zum ewigen Frieden“

2.2.1 Allgemeine Analyse

2.2.1.1 Die Präliminarartikel

Zur Bedeutung und Durchführbarkeit der Präliminarartikel lassen sich in der Forschung unterschiedliche Stimmen finden: Peter Streit beispielsweise übt scharfe Kritik an den Artikeln, die er nicht als empirische Beobachtungen der historischen Wirklichkeit begreift, aus denen Thesen für die Zukunft abgeleitet wurden, sondern die seines Erachtens normative, statische und willkürlich ausgewählte Vorgaben darstellen.⁸ Volker Gerhardt dagegen hält Kants Vorschläge für praxisnahe und leicht umsetzbar, womit er die scheinbar utopischeren Friedenspläne von dessen Kollegen kritisiert, und stellt – ebenso wie Volker Hackel – einen schriftlichen Bezug her.⁹ Gerhardt erkennt jedoch auch, unter welchen Bedingungen Präliminarartikel Geltung erlangen können:

„Er geht von der (beispielsweise am 5. April 1795 tatsächlich gegebenen) Lage aus, daß sich zwei Staaten feierlich den Frieden erklären und dies durch einen völkerrechtlich verbindlichen Vertrag besiegeln. Dies vorausgesetzt, braucht der Theoretiker nicht mehr zu tun als zu betonen, daß der erklärte Wille auch ein ernsthafter Wille zu sein hat. Die Politiker sollen endlich das auch wirklich tun, wovon sie öffentlich sprechen – und schon wäre der Frieden ein Stück näher gerückt.“¹⁰

In diesem Zitat finden sich korrekte, wie zweifelhafte Vorstellungen, die bei Streit besser herausgearbeitet werden. Es ist klar, dass irgendwo ein Anfang gemacht und ein Präzedenzfall gesetzt werden muss, allerdings sind die vorgeschlagenen Maßnahmen weder als Teil eines punktuellen Einzelfriedens zielführend, noch ist sicher, ob sie den Frieden tatsächlich längerfristig gewährleisten können oder nur bekannte Forderungen und Klischees tradierten.¹¹

2.2.1.2 Die Definitivartikel

Die Definitivartikel folgen Kants Wunsch nach drei geltenden Verträgen, die das Leben der Bürger eines Staates (Staatsbürgerrecht - *ius civitatis*) zwischen den Staaten (Völkerrecht - *ius gentium*) und zwischen den Angehörigen aller Länder (Weltbürgerrecht - *ius comopoliticum*) regeln sollen. Entscheidend ist hier, dass er den Frieden bereits im Landesinneren beginnen lässt. Auch bei Montesquieu und Rousseau gibt es ähnliche Andeutungen, eine derartig konkrete Ausformulierung findet sich jedoch nur bei Kant.¹² Im ersten Teil beschreibt Kant die Wichtigkeit einer republikanischen Verfassung für die Erhaltung des Friedens, wobei er eine ganz eigene Definition für „Republik“ vorschlägt: Diese basiert auf der Freiheit und Gleichheit, aber auch Abhängigkeit aller Staatsglieder zueinander und zu dem Gesetz. Als Bürger darf man zwar nicht alles tun, was man will, (wenn man nur niemandem schadet), aber man muss nur das tun, wozu man seine Einwilligung gegeben hat. Daraus ergibt sich auch die Abhängigkeit der Präliminar- von den Definitivartikeln: Ein Staat kann nicht durch einen anderen erworben werden, da die Bevölkerung mit den Gesetzen und Bedingungen der Fremdherrschaft niemals einverstanden sein wird. Kant verbindet dabei die republikanische Regierungsform mit dem kategorischen Imperativ, da jeder – auch der Herrscher – nur seinen Mitmenschen das zumuten darf, was er selbst ertragen würde.¹³ Die Republik ist jedoch nicht mit der Demokratie vergleichbar, da es sich bei ersterer um eine Regierungs- bei zweiterer um eine Beherrschungsform handelt. Die Republik

vertritt nach Kant das Prinzip der Gewaltenteilung (zwischen Legislative und Exekutive), die Demokratie wird von ihm dagegen in Anlehnung an die aristotelische Staatenlehre als anarchisches und egoistisches Chaos beurteilt.¹⁴

Der zweite Definitivartikel behandelt nun die Notwendigkeit einer überstaatlichen Verfassung, die den Naturzustand beenden soll. Die Gründung eines sogenannten „Friedensbundes“, der endgültig alle Kriege beenden soll, ist unumgänglich, um die Macht des einzelnen Souveräns einzuschränken, gleichzeitig aber auch unmöglich, da die unterschiedlichen Verfassungen der Völker kollidieren können. Ohne genauer auf diese Problematik einzugehen, bestimmt er die Gestalt seines Föderalismus wie folgt:

„...so muß es einen Bund von besonderer Art geben, den man den Friedensbund (foedus pacificum) nennen kann, der vom Friedensvertrag (pactum pacis) darin unterschieden sein würde, daß dieser bloß einen Krieg, jener aber alle Kriege auf immer zu endigen suchte.“¹⁵

Diese vagen Aussagen lassen sich durch Ausführungen des 1797 entstandenen Textes „Metaphysik der Sitten“ ergänzen. Kant fordert dabei einen Zusammenschluss in einem temporären und losen Kongress, der jedoch aufgrund der großen Freiheiten der Einzelstaaten schon von vornherein zum Scheitern verurteilt ist. Mit seiner Abneigung gegen eine übergeordnete Kontrollinstanz versucht Kant nicht die Souveränität der gekrönten Häupter, sondern die Freiheit der Staaten zu schützen, da er diese als die wichtigste Basis seines Plans verstand.¹⁶ Es ist zwar, wie Hackel schreibt, nicht zwingende Voraussetzung für den Beitritt zum Friedensbund, als Republik aufzutreten,¹⁷ doch knüpft Kant die Freiheit sehr eng an den Frieden.

2.2.2 Der Friedensbegriff in „Zum ewigen Frieden“

2.2.2.1 Friede als Folge der menschlichen Würde

Nach dieser allgemein gehaltenen und punktuellen Interpretation, stellt sich die Frage, was dieses Traktat über die Vorstellungen Kants bezüglich des Friedens und des Krieges aussagt: Eindeutig ist, dass auch für Kant wahrer Frieden nur ewigen Frieden bedeuten kann, der mit Hilfe eines Friedensbundes erreicht werden soll:

„Dieser Bund geht auf keinen Erwerb irgendeiner Macht des Staats, sondern lediglich auf Erhaltung und Sicherung der Freiheit eines Staats für sich selbst und zugleich anderer verbündeten Staaten, ohne daß diese doch sich deshalb (wie Menschen im Naturzustande) öffentlichen Gesetzen, und einem Zwange unter denselben, unterwerfen dürfen. – Die Ausführbarkeit (objektive Realität) dieser Idee der Föderalität, die sich allmählich über alle Staaten erstrecken soll, und so zum ewigen Frieden hinführt, läßt sich darstellen.“¹⁸

Dies begründet auch die Abgrenzung zum Waffenstillstand, der nur die aktiven Feindseligkeiten aufschiebt und deren momentane Ursachen behebt, der ewige Frieden dagegen tieferliegende Gründe auflöst und somit das gesamte System verändert. Solche Gründe führt Kant in den weiteren fünf Präliminarartikeln an, die einen Kodex und eine Basis für das friedliche Zusammenleben der Staaten schaffen sollen. Dass es sich – wie bereits erwähnt – bei diesen Punkten um ein abgeschlossenes Konzept handelt, das sofort zum Frieden führt, ist hier weniger von Belang, als die von Kant implementierten

Ansichten, die sich darin verbergen. Schon im ersten Artikel meint er:

„Der Vorbehalt (reservatio mentalis) alter allererst künftigh auszudenkender Prätensionen, deren kein Teil für jetzt Erwähnung tun mag, weil beide zu sehr erschöpft sind, den Krieg fortzusetzen, bei dem bösen Willen, die erste günstige Gelegenheit zu diesem Zweck zu benutzen, gehört zur Jesuitenkasuistik, und ist unter der Würde der Regenten, sowie die Willfährigkeit zu dergleichen Deduktionen unter der Würde eines Ministers desselben, wenn man die Sache, wie sie an sich selbst ist, beurteilt.“¹⁹

Er appelliert also ganz klar an die Würde, und wie in der Folge sichtbar wird, nicht nur des Staatsoberhauptes, sondern aller Bürger. Dieses Gut, das allen Menschen, ganz gleich welchen Standes und welcher Herkunft zusteht, muss gewahrt bleiben, nur so kann Frieden entstehen: Egal, ob es nun die stehenden Heere sind, die Söldner zu „Tötungsmaschinen“ degradieren, oder die Staatsschulden, die beide Regierungen in eine ungesunde Abhängigkeit drängen, stets entwickelt sich die Missachtung der Menschenwürde zu einem Kriegsgrund. Zentral ist auch, dass Kant die Staaten nicht als das Eigentum eines Mannes oder einer Familie versteht, sondern als eine Gesellschaft von Individuen, die nicht wie ein Gegenstand herumgeschoben werden darf.

2.2.2.2 Der Friedensbund

Festigen und sichern kann den Frieden nur ein Staatenbund, der auf einer ganzen Reihe komplexer Vorannahmen beruht und schon im innerstaatlichen Bereich seinen Ausgang nimmt. Es wurde bereits besprochen, dass die Erfüllung des ersten Definitivartikels nicht eine zwingende Voraussetzung für das Gelingen des Gesamtprojekts ist, doch hält Kant eine Veränderung der innenpolitischen Verhältnisse – auch im Hinblick auf die realpolitische Lage – für einen entscheidenden Schritt des Wandels. Auch die Vorstellung, dass eine „große Republik“ den Grundstock und Kern des Kongresses bilden soll, weist darauf hin, dass Kant eine enge Verbindung zwischen den Werten der Republik und dem Frieden sah, wobei auch hier die gegenseitige Wertschätzung und vor allem die Freiheit im Mittelpunkt steht. Die Freiheit ist auch auf staatlicher Ebene unerlässlich für den Frieden, da sie die despotische Einflussnahme eines überstaatlichen Herrschers verhindern muss. Die lose Autonomie, die Kant den Republiken gewährt, bedeutet zwar eine Schwächung des Völkerbundes, ist allerdings ein wesentlicher Beitrag zur Erhaltung des Friedens. Das zeigt sich schon im fünften Präliminarartikel, wenn er schreibt:

„So lange aber dieser innere Streit noch nicht entschieden ist, würde diese Einmischung äußerer Mächte Verletzung der Rechte eines nur mit seiner innern Krankheit ringenden, von keinem andern abhängigen Volks, selbst also ein gegebenes Skandal sein, und die Autonomie aller Staaten unsicher machen.“²⁰

Gleichzeitig ist aber auch die zwischenstaatliche Verständigung, gegründet auf vereinbartem Recht, eine wesentliche Aufgabe des Völkerbundes, der keineswegs im gesetzlosen Raum agieren muss.

2.2.2.3 Frieden als Gegenteil des Naturzustandes und als rechtlicher Raum

„Natur“ ist bei Kant ein vieldeutiger Begriff, der in mehreren Etappen beschrieben werden muss. Die erste konkrete Definition liefert der Autor zu Beginn des zweiten Definitivartikels:

„Völker, als Staaten, können wie einzelne Menschen beurteilt werden, die sich in ihrem Naturzustande (d. i. in der Unabhängigkeit von äußern Gesetzen) schon durch ihr Nebeneinandersein lädieren, und deren jeder, um seiner Sicherheit willen, von dem andern fordern kann und soll, mit ihm in eine, der bürgerlichen ähnliche, Verfassung zu treten, wo jedem sein Recht gesichert werden kann.“²¹

Kant schließt damit direkt an die Lehre des englischen Philosophen Thomas Hobbes an, der das unregelmäßige Zusammenleben von Menschen und Staaten (auch ohne konkrete militärische Aktion) als Kriegszustand bewertete, der erst durch die Einführung eines Gesellschaftsvertrages beendet werden kann. Mit dem oben angeführten Zitat beweist Kant, dass er das internationale Gefüge Europas mit einem einzelstaatlichen System gleichsetzt, in dem es zwar Gesetze und Abhängigkeiten, aber keine Ungerechtigkeiten und Beschneidungen der persönlichen Freiheiten geben muss. Die Gründe für eine transterritoriale Gesetzgebung liegen für einen Aufklärer auf der Hand:

„Statt dessen aber setzt vielmehr jeder Staat seine Majestät (denn Volksmajestät ist ein ungereimter Ausdruck) gerade darin, gar keinem äußeren gesetzlichen Zwange unterworfen zu sein, und der Glanz seines Oberhauptes besteht darin, daß ihm, ohne daß er sich eben selbst in Gefahr setzen darf, viele Tausende zu Gebot stehen, sich für eine Sache, die sie nichts angeht, aufopfern zu lassen, ...“²²

Der Vertrag des Bundes verspricht jedoch nicht nur eine rechtliche Unterwerfung des Souveräns, sondern beendet auch (endlich) den Naturzustand, durch den sich die Staaten automatisch bedrohen und „lädieren“. Der Frieden kann national wie international nur auf Gesetzen gegründet sein, daher ist Recht und Gerechtigkeit im Krieg nicht möglich. Damit erteilt Kant nicht nur den Naturrechtsphilosophen, sondern auch den „leidigen Tröstern“, Grotius und Vattel,²³ eine klare Absage, die den Krieg zum wesentlichen Element ihres Völkerrechtsdiskurses erhoben haben, ohne allerdings zu bedenken, dass auch er den Krieg mit Regeln versieht (zum Beispiel im sechsten Präliminarartikel), da dieser das einzige Mittel darstellt, im Naturzustand sein Recht zu verteidigen.

„Denn irgend ein Vertrauen auf die Denkungsart des Feindes muß mitten im Kriege noch übrig bleiben, weil sonst auch kein Friede abgeschlossen werden könnte, und die Feindseligkeit in einen Ausrottungskrieg (bellum internecinum) ausschlagen würde; da der Krieg doch nur das traurige Notmittel im Naturzustande ist (wo kein Gerichtshof vorhanden ist, der rechtskräftig urteilen könnte), durch Gewalt sein Recht zu behaupten;“²⁴

„Bei dem Begriffe des Völkerrechts, als eines Rechts zum Kriege, läßt sich eigentlich gar nichts denken (weil es ein Recht sein soll, nicht nach allgemein gültigen äußern, die Freiheit jedes einzelnen einschränkenden Gesetzen, sondern nach einseitigen Maximen durch Gewalt, was Recht sei, zu bestimmen), es müßte denn darunter verstanden werden: daß Menschen, die so gesinnet sind, ganz recht geschieht,

wenn sie sich unter einander aufreiben und also den ewigen Frieden in dem weiten Grabe finden, das alle Greuel der Gewalttätigkeit samt ihren Urhebern bedeckt.“²⁵

Der Krieg, der gänzlich ohne Rechtsgrundlage geführt wird, muss als Ausrottung bezeichnet werden und kann einzig einen tödlichen Frieden bringen.

2.2.4 Der Friede als Prädetermination der Natur

Die Diskrepanz, die sich zwischen diesen beiden Zitaten auftut, setzt sich noch weiter fort, wenn man die erste Garantie des ewigen Friedens näher betrachtet. Hierin kommen den Termini „Krieg“ und „Natur“ ganz neue, sich ergänzende Bedeutungen zu.

„Aber nun kommt die Natur dem verehrten, aber zur Praxis ohnmächtigen allgemeinen, in der Vernunft gegründeten Willen, und zwar gerade durch jene selbstsüchtigen Neigungen, zu Hilfe, so, daß es nur auf eine gute Organisation des Staats ankommt (die allerdings im Vermögen der Menschen ist) jener ihre Kräfte so gegen einander zu richten, daß eine die anderen in ihrer zerstörenden Wirkung aufhält, oder diese aufhebt: Organisation des Staats ankommt, so daß der Erfolg für die Vernunft so ausfällt, als wenn beide gar nicht da wären, und so der Mensch, wenn gleich nicht ein moralisch-guter Mensch, dennoch ein guter Bürger zu sein gezwungen wird. Das Problem der Staatserrichtung ist, so hart wie es auch klingt, selbst für ein Volk von Teufeln (wenn sie nur Verstand haben), auflösbar ...“²⁶

Kurz zusammengefasst, könnte man es wie folgt ausdrücken: Die Natur schickte den Menschen den Krieg, um sich selbst abzuschaffen und den Frieden zu kreieren. Der Frieden selbst ist ein freiwilliger Zwang, den die Menschen, im Angesicht unzähliger Kriege durch die Verfassung eingehen. Es kommt dabei zu einem gekonnten Zusammenspiel von Natur, Krieg, Vernunft und Gesetz: Die Natur ist die treibende Kraft, die den Krieg als Werkzeug für ihre Zwecke nutzt, während die Vernunft die Sinnlosigkeit eines weiteren Widerstandes begreift und die Ziele der Natur unter Mitwirkung der Gesetze festigt. Nach all den moralischen und teilweise auch utopischen Forderungen, wird Kant hier sehr bodenständig, um nicht zu sagen banal: Der Frieden ist ein Verlangen der Natur und Vorsehung, der unter allen Umständen umgesetzt wird, die Menschen haben in dieser Ereigniskette nur ausführende Funktion. Je eher die Menschen dies erkennen und dem Druck des Weltwandels nachgeben, desto besser. Der Friede erhebt zwar noch immer den Anspruch auf Vernunft und Verfassung gegründet zu sein, ist im Grunde aber nur die logische Konsequenz des historischen Fortschritts.

3 Der Friedensvertrag

3.1 Die Textgattung „Friedensvertrag“

3.1.1 Der Aufbau

Ein Friedensvertrag ist die Sonderform eines Vertrages, also eines Rechtsgeschäftes, das Rechtsfolgen nach sich zieht. Er wird im 18. Jahrhundert vorwiegend zwar noch zwischen den Oberhäuptern der sich bekriegenden Länder geschlossen, aber keineswegs als deren Privatangelegenheit verstanden, sondern ist ein Rechtsakt der politischen Einheiten, die von den Herrschern repräsentiert werden. Der Vertrag ist nicht an eine

Einzelperson oder Dynastie gebunden, sondern von den Staaten als abstrakte Konstrukte abhängig, die sich von ihren Souveränen vertreten lassen.²⁷ Grundsätzlich sind vier wesentliche Aspekte herauszunehmen, die ihn bedingen und gliedern: Die Voraussetzungen für das Zustandekommen sind ganz maßgeblich vom Willen der Vertragspartner abhängig. Erst wenn mehrere oder alle Verhandelnden einen Konsens gefunden haben und ihr Wollen gegenseitig erklären, kann der Vertrag geschlossen werden. Dies ist das Kriterium der formalen Reziprozität. Der Abschluss selbst unterliegt sich langsam entwickelnden Formalia, ist aber nicht unbedingt direkter Gegenstand des Vertragstextes.

Durch die Auswirkungen des Vertrages wird aus dem „Wollen“ der Akteure, das nur in ihrer Vorstellung existiert hat, ein „Sollen“, das die reale Welt beeinflusst. Diese stellen zumeist Rechte und Pflichten der beteiligten Subjekte dar, die im Inhalt des Vertrages festgelegt werden. Die völkerrechtlichen Verträge des 18. Jahrhunderts versuchten normalerweise eine Gleichwertigkeit der Parteien herzustellen, um Nährboden für neue Kriege zu verringern, nur in Ausnahmefällen kam es zu einem einseitigen Vertragsabschluss, das heißt zu einer groben Bevorteilung eines Verhandlungspartners. Inhaltlich enthielten die Friedensschlüsse normalerweise Restitutions-, Annexions- und Tauschvereinbarungen sowie den geregelten Gefangenaustausch und oftmals auch neue Handelsabkommen.²⁸

3.1.2 Merkmale des Vertrages

In seiner großflächigen Analyse fördert Jörg Fisch wesentliche Merkmale von Friedensverträgen zu Tage, die immer wieder einen Platz in den Traktaten einnehmen und so auch den Friedensbegriff selbst bestimmen: In einer ersten Phase beschäftigt er sich mit der Stellung von Schuld, Erinnerung und Vergessen in den Rechtstexten: Grundsätzlich herrscht im Krieg ein ganz eigenes Gesetz – es sind dort Akte möglich, die unter alltäglichen Bedingungen verboten wären, und ihren verheerenden Charakter – gerade für die Betroffenen – trotz des legalen Anstrichs behalten. Schuld kann demnach lediglich aus einer moralischen, nicht aber aus einer juristischen Argumentation abgeleitet werden. Um die Schuldfrage am Kriegsbeginn sowie der Kriegsführung, und somit auch gegenseitige Kostenforderungen zu umgehen, wird vollständiges Vergessen eingeräumt, das in einer engeren Wortbedeutung das tatsächliche Auslösen von Erinnerungen meint, in einer weiteren aber auch die Vergebung beinhaltet. Dieser Komplex wird zum Teil auch mit Amnestie umschrieben.²⁹ Näher bestimmt wird der Friedensbegriff zumeist durch die Dauer, die man ihm zugesteht. Wie bereits angemerkt, ist der Vertrag keine Angelegenheit einzelner Herrscher und muss daher auch nicht zwingend mit deren Tod enden. In den Traktaten tauchen drei Möglichkeiten der Befristung auf: Die implizierte Ewigkeit (Stillschweigen), die explizite Ewigkeit sowie die tatsächliche Begrenzung. Diese Information lässt eine tiefreichende Deutung über die Bewertung von Krieg und Frieden zur Zeit des Vertragsabschlusses zu, da eine Befristung kenntlich macht, dass den Parteien ein zukünftiger Krieg als Alternative zu dem verabschiedeten Frieden plausibel erscheint.³⁰ Ab Mitte des 17. Jahrhunderts verschwindet die

zeitliche Begrenzung völlig – die Unendlichkeit wird zu einem fest verankerten Merkmal der Verträge.³¹

Ebenso institutionalisiert war in der zweiten Hälfte des 17. und im 18. Jahrhundert die Berufung auf frühere Verträge, insbesondere den Westfälischen Frieden, der auch als methodisches und formales Vorbild diente.³²

3.2 Der Frieden von Utrecht und Rastatt

3.2.1 Der Frieden als politisch-taktisches Machtinstrument

Der Terminus „Frieden von Utrecht“ umfasst eine ganze Reihe von einzelnen Verträgen, die zwischen Frankreich und den Koalitionsmächten, zum Beispiel Portugal und Holland, abgeschlossen wurden, die zentralen Abkommen wurden aber zwischen Frankreich und England unterzeichnet. In diesen Vertrag wurden auch die Erbansprüche in Frankreich sowie eine Erklärung Ludwigs XIV. eingefügt, um deren Bedeutung und Rechtsgültigkeit zu untermauern.

Damit ist auch bereits eine wesentliche Grundlage des Friedens genannt: Eine Verbindung zwischen Frankreich und Spanien muss verhindert werden, nur dann kann Friede entstehen. Der Friede ist also – auf beiden Seiten – an Bedingungen gekoppelt, sind diese nicht erfüllt, bricht der Krieg von neuem aus. Frieden wird also keineswegs um des Friedens willen geschlossen, sondern um die machtpolitischen Interessen zu wahren. Obwohl diese Möglichkeit vorwiegend von den Kriegsgewinnern genutzt werden konnte, zeigt Ludwig in seiner selbstverfassten Erklärung, dass er auch seine (zumindest partielle) Niederlage geschickt einsetzen kann. Dem Friedensbegriff kommt dabei eine vielgestaltige Stellung auf mehreren Ebenen zu: Der französische König gibt darin zu erkennen, dass er seine Ansprüche auf den spanischen Thron für rechtens hält und nur durch die Bedenken seiner Konkurrenten ein Krieg entstand. Er selbst hatte nie diese Absicht und setzte sich auch während der Kampfhandlung für die Wiederherstellung des Friedens ein. Obgleich er seine eigentlichen Ziele – eine Vereinigung der beiden Reiche für seine direkte Erblinie – nicht erreichte, willigte er in einen von England vorgeschlagenen Frieden ein. Er erklärt den Frieden damit zu seinem vorrangigen und höchsten Wunsch und stilisiert die Zustimmung zu dem Vertrag zu einer Entscheidung zwischen seinen Untertanen und seinen Nachkommen, die für erstere ausfallen muss. So macht er den Frieden zu einem perfekten Propagandamittel, das für die Bevölkerung von besonderer Bedeutung war, und stellt sich selbst als friedvolle und Frieden schaffende Gestalt dar, ohne dabei anzudeuten, dass sein Land eine Weiterführung des Kampfes nur schwer verkräftet hätte. Auch bei Ludwig sind also politisch-taktische Überlegungen eng an den Frieden gekoppelt.

3.2.2 Der Frieden als verlängerter Waffenstillstand

Der Frieden ist – im Besonderen auch in Bezug auf Österreich, das sich ein Jahr später zu einem Vertrag entschloss, eine Erschöpfungsstarre, ein Waffenstillstand, der dann beendet wird, wenn man sich im Vorteil sieht und eine neue Chance wittert. Dieses Verhalten wird nicht zuletzt im Friedensvertrag selbst angedeutet, wenn Bestimmungen für mögliche, künftige Kriege getroffen werden. Die beinahe zwangsläufige Wiederkehr des Krieges war den Diplomaten also durchaus bewusst und deshalb auch schon im Vertragstext selbst angelegt, da sie in

dem System direkt inkludiert war: Die Verhinderung der Vormachtstellung Frankreichs oder Österreichs war keineswegs einzig dem individuellen Machtkalkül der europäischen Konkurrenz geschuldet, sondern diente der Erhaltung der balance of power, die ja gerade die Friedenserhaltung bezweckte. Da es, trotz dieses ungeschriebenen Gesetzes, immer wieder Staaten gab, die ihre Macht zu vergrößern suchten, war der Krieg ein unvermeidliches Mittel, um einen ausgeglichenen und gerechten Frieden zu gewährleisten. Die Möglichkeit, schon vor einer militärischen Intervention diplomatische Kontakte aufzunehmen, wurde nach dem Spanischen Erbfolgekrieg zwar kurzzeitig praktiziert, konnte sich offensichtlich aber nicht durchsetzen. Davon zeugen auch die Verhandlungen in Utrecht, die lange Zeit schleppend verliefen und nur aufgrund der aussichtslosen, militärischen Situation fortgeführt wurden. Der Friede erscheint in diesem Zusammenhang als letztgültige Option.

3.2.3 Der Friede als ideelle Inszenierung

Dennoch wird im Utrechter, ebenso wie im Rastatter Vertrag der geschlossene Friede als „fest“, „unumstößlich“, „beständig“ und „dauerhaft“ beschrieben, nennt also eindeutig eine explizite Ewigkeit. Diese ist jedoch – wie von Fisch erwähnt – seit Westfalen zu einer fixen Formel des Dokuments geworden und drückt nicht mehr die von Fisch angedeutete Einstellung zum Frieden aus – ganz im Gegenteil: Der Vertrag galt als notwendige Rechtsgrundlage um die internationalen Verhältnisse für die nächsten Jahre zu ordnen, konnte allerdings jederzeit wie selbstverständlich wieder aufgelöst werden. Interessant ist allerdings, dass an einen „wahren“ Frieden auch stets eine „aufrichtige“ Freundschaft zwischen den Herrschern und ihren Territorien bzw. Untertanen gebunden war, die sich darin äußerte, gegenseitige Hilfe und Unterstützung zu leisten. Es muss aber unterstrichen werden, dass diese einzig für die Machterhaltung der gegenwärtigen Souveräne und ihrer Dynastie geleistet werden sollte.

Obgleich die gekrönten Häupter die Abkommen nur im Namen ihrer Staaten unterzeichneten, sollte der daraus gewonnene Friede vornehmlich zu ihrem persönlichen Vorteil gereichen. Der Friede ist also ganz klar an feste Regeln gekoppelt (kein Naturzustand), der Krieg eine Sanktion bei Vertragsbruch. Auch die Gründe für den Friedensschluss werden in den beiden Texten beinahe ident angegeben: Der Friede wird zur religiösen Offenbarung des göttlichen Willens, die Herrscher selbst nehmen die Position der Vollstreckerinstanz ein. Daher ist es unbedingt notwendig, beide Parteien gleichermaßen friedenswillig darzustellen. Die Friedenserstellung ist zwar ein „mühsamer“ Prozess, wird aber eine „heilsame“ Wirkung entfalten.

Ganz im Sinne Fisches finden sich in beiden Abhandlungen zudem Amnestie-Klauseln. Der Krieg wurde von beiden Seiten ausgelöst (die Schrift Ludwig des XIV. gibt in diesem Zusammenhang jedoch eine andere Auskunft) und alle dabei geschehenen Ungerechtigkeiten sollen in Vergessenheit geraten. Der Friede wird somit auch als Neubeginn, der es erst möglich macht, wieder auf freundschaftlicher Ebene miteinander umzugehen, verstanden.

3.3 Der Frieden von Basel und Campo Formio

3.3.1 Vertragsanalyse in Bezug auf den Friedensbegriff

Mehr als 80 Jahre später schloss Europa erneut Frieden mit Frankreich, die Ausgangssituation hatte sich jedoch entscheidend verschoben: Die Menschen hatten nicht nur die entscheidende Phase der Aufklärung, sondern auch die französische Republik hervorgebracht, die ihre innere politische Krise mit militärischen Erfolgen kompensieren konnte. Welchen Einfluss hatten diese einschneidenden Ereignisse aber auf den Friedensbegriff der politischen Sprache?

1795 entstand der erste Friedensschluss der französischen Republik in Basel, zwei Jahre später musste auch der Kaiser (für seine Erblande) die Niederlage eingestehen und mit dem jungen Napoleon verhandeln. Die Dokumente fallen zunächst durch ihre Kürze auf: Während der Frieden von Utrecht 30 Artikel (ohne das zusätzliche See- und Handelsabkommen), jener von Rastatt 37 umfasste, wurden in Campo Formio 25, in Basel überhaupt nur 12 Punkte vereinbart. Natürlich waren die jüngeren Texte nicht von der selben völkerrechtlichen Bedeutung und doch lässt sich fragen, weshalb sie die Diplomaten nicht dazu werden ließen, da auch darin weitreichende Beschlüsse gefasst wurden, die vor allem für das Reich große Veränderungen bedeuteten.

Der Vertrag aber auch der Frieden an sich war mehr als je zuvor zu einem technischen Hilfsmittel geworden, mit dem man den Gegner bis zum nächsten Schlag in Schach halten, oder – wie im Falle Preußen – sich eine Atempause verschaffen wollte. An diese praktische Funktion passten sich auch die Formalia des Dokuments an: Das Vorwort zu den älteren Traktaten bestand aus jeweils etwa drei Seiten und beinhaltete wesentliche Friedenskonnotationen. In den Verträgen mit der französischen Republik nennt es dagegen lediglich die Bevollmächtigten, die für die folgenden Regelungen verantwortlich sind. Damit fehlen auch einige wichtige Erklärungen und Merkmale des „klassischen“ Friedensvertrages: Beispielsweise werden keine Gründe für das Vorhaben angegeben. Obgleich es logisch erscheint, dass die französische Republik eine religiöse Begründung ablehnte, wird kein Ersatz für diese Floskel geboten. Hierin hat sich ein einschneidender Wandel vollzogen: Der Friede bedarf keiner Erklärung mehr, seine Bedeutung und Wichtigkeit ist scheinbar dermaßen gefestigt, dass er nicht mehr mit übertriebenen Adjektiven gelobt werden muss – so, wie der Krieg nicht mehr verteufelt wird. Insgesamt wird der Tonfall der Texte sachlicher und objektiver, die Rechtslage wird emotionslos geschildert, vor allem das Herrscherlob, das noch 80 Jahre zuvor unentwegt praktiziert wurde, verschwindet fast völlig.

Damit einhergehend ist auch zu erwähnen, dass die Vertragspartner nicht mehr mit ihren persönlichen Vornamen genannt werden, sondern lediglich mit ihrem Titel in ihrer Position als Regent. Frankreich wird stets unter der Bezeichnung „fränkische Republik“ geführt. Der Friede erhält dadurch eine allgemeinere und zeitlosere Wirkung, da er nun tatsächlich nicht mehr an einzelne Namen und Personen, sondern an Institutionen und Staaten gebunden ist. Daraus ergibt sich auch eine inhaltliche Verschiebung: Die gegenseitigen Zusicherungen, sich zu unterstützen und zu helfen, werden ebenso ausgespart, wie eine offizielle Anerkennung der französischen Regierung, die ja eigentlich der Legitimation eines

neuen Herrscherhauses, wie es im Utrechter Vertrag vorgenommen wurde, entsprechen würde. Der Platz der Herrscher im Vertrag wurde im Laufe der Jahre also geringer, da sie diesen nicht mehr für ihre propagandistische Selbstdarstellung nutzten. Sie sind nicht mehr die vielgepriesenen Friedensbringer, die im Sinne Gottes und der Untertanen agierten, sondern lediglich eine abstrakte Instanz, die ihrem Land vorsteht und sich selbst wiederum von ausgesuchten Bevollmächtigten vertreten lässt. Der Frieden wird dabei zu einem rationalen und entmystifizierten Rechtsakt, der von zwei Botschaftern ausgehandelt, aber nicht mehr „gestiftet“ wird. Dadurch sind auch Amnestiebestimmungen nun nicht mehr nötig – der Frieden ist, ebenso wie der Krieg, zu einem institutionalisierten und legitimen politischen Handlungsmittel geworden, das man nicht mehr rechtfertigen oder einvernehmlich vergessen muss.

4 Resümee

Eine alles vereinende Verortung des Friedensbegriffes im 18. Jahrhundert ist – in Anbetracht des umfassenden Textkorpus, der in diesem Artikel zur Anwendung kam – nur schwer möglich. Die großen Differenzen, die in zeitlicher und gedanklicher Hinsicht bestehen, lassen einen Vergleich der Einstellungen, nicht aber eine einheitliche Definition des Terminus zu. Eine allgemeine Aussage ist auch deswegen zweifelhaft, weil sie sich nur auf einzelne Werke stützen und man daher stets davon ausgehen muss, dass die getroffenen Angaben lediglich den Überlegungen des Verfassers, nicht aber dem Zeitgeist entsprechen.

Zunächst wird augenscheinlich, dass die Idee eines ewigen Friedens für den Abbé noch keineswegs selbstverständlich war, da er beständig versucht, dessen Notwendigkeit zu rechtfertigen und vor den europäischen Herrschern dessen Vorzüge und Vorteile aufzuzählen, während Kant von der Wichtigkeit des „paix perpetuelle“ überzeugt scheint und lediglich beschreibt, wie er seiner Meinung nach zu erreichen ist. Auch bei den Bedingungen, die zum Frieden führen sollen, zeigen sich nach oberflächlichen Übereinstimmungen gewisse Unterschiede: Pierre beschreibt die Formalia, die zu dem Frieden führen und seinen Bund bestimmen sollen, äußerst detailliert und einleuchtend. Er will nichts dem Zufall überlassen und genaue Anhaltspunkte geben, die der politischen Elite als Beispiele und Leitlinie dienen können. Kant bleibt in seinen Ausführungen zu dem Bund, den er – möglicherweise in Anlehnung an den Abbé – vorschlägt, sehr vage. Die Entscheidung zum Frieden ist für ihn eine Entscheidung aus Vernunft, die den Menschen von der Natur vorgeschrieben wird.

Durch die Schaffung eines zwischenstaatlichen Rechtszustandes soll ein unvergänglicher, äußerer und innerer Frieden geschaffen werden, der ein würdevolles und zivilisiertes Leben im Sinne der Aufklärung bedeutet. Frieden ist an Freiheit und eine republikanische Verfassung gebunden, die auf der Gleichheit und Abhängigkeit aller von einer gemeinsam geschaffenen Rechtsgebung basiert. Kant versucht die bestehenden Staaten dahingehend zu verändern, dass kein Krieg mehr möglich ist, während der Abbé das bestehende System konservieren und in eine „ewige Starre des Friedens“ führen will – das soll den

Herrschern Ansporn genug sein den Vertrag zu unterzeichnen, da dadurch vor allem ihre eigenen Rechte gesichert werden und die Untertanen von den „Früchten des Friedens“ profitieren sollen. Kant stellt die Bürger in den Mittelpunkt und meint, dass sie über Krieg oder Frieden urteilen sollen – sie würden sich für zweiten entscheiden, da sie dessen Wert erkennen und am stärksten unter dem Kriegsgeschehen zu leiden haben, während der Monarch leichtfertig über das Land wie über seinen Besitz verfügt.

Bei Saint Pierre ist der Frieden ein Zustand in der Schwebelage zwischen Furcht und Sicherheit: jeder Souverän muss internationale Kompetenzen abgeben, um innenpolitischen Spielraum zu gewinnen und vor Gebietsverlusten gesichert zu sein. Beide Autoren empfinden den Zusammenschluss zu einem Bund als „heilsamen“ (Pierre) bzw. „selbstgewählten“ (Kant) Zwang, da die Vorteile des Friedens dessen Nachteile übertreffen, allerdings halten beide den Krieg in speziellen Situationen für eine probate Alternative: Im „Projet“ dient der Militärschlag, um geschlossen gegen einen Feind des Bundes vorzugehen, für Kant ist ausschließlich der bewaffnete Widerstand einer Bürgerwehr akzeptabel. Der in der Zeit der Französischen Revolution einem Wandel unterworfenen Begriff des „Bürgerkrieges“ wird hier also mit seiner neu gewonnenen, positiven Konnotation vorgeführt.

Eine vollkommen andere, in Bezug auf die Intention aber doch ähnliche Herangehensweise wählen die Verfasser der Friedensverträge. Auch bei diesem Textgenre vollzieht sich innerhalb der 80 Jahre eine grundlegende Entwicklung ihres Modells, die auch den Friedensbegriff betrifft, im Laufe dieses Artikels jedoch bereits ausreichend behandelt wurde. Beiden Gattungen ist gemeinsam, dass sie einen beständigen Frieden bringen sollen, ohne dabei die Gewissheit zu haben, dieses utopische Ziel auch tatsächlich zu erreichen. Denn wie kein anderes Schriftstück können die Verträge verdeutlichen, dass der Frieden nur ein Puzzleteil im internationalen Kräftefeld war, den man verordnet oder diktiert bekommt, der aber stets einen unvollkommenen Zustand des Wartens bedeutet, da die Machtgier niemals restlos befriedigt wird.

MARION DOTTER

GEBOREN AM 13. DEZEMBER 1991 IN WIEN. STUDIUM DER GESCHICHTE UND GERMANISTIK SOWIE DER LEHRAMTSFÄCHER GESCHICHTE UND DEUTSCH AN DER UNIVERSITÄT WIEN. IM SOMMERSEMESTER 2014 ABSCHLUSS DES STUDIUMS DER GESCHICHTE MIT BACHELORARBEITEN ZU DEN THEMEN „DER FRIEDENSBEGRIFF DES 18. JAHRHUNDERTS ZWISCHEN PHILOSOPHISCHER UTOPIE UND POLITISCHER REALITÄT“ SOWIE „DIE BOZNER MESSEN ALS TEIL DES INTERNATIONALEN HANDELSGESCHEHENS. MESSEWESEN UND MARKTGERICHTSBARKEIT MIT SPEZIELLER BERÜCKSICHTIGUNG DES BOZNER MERKANTILMAGISTRATS“. IM WINTERSEMESTER 2014 AUFNAHME DES MASTERSTUDIUMS GESCHICHTE. ABFASSUNG DER DIPLOMARBEIT ZUM THEMA „ITALIENISCHE KAUFLEUTE IM DONAUHANDEL DES 18. JAHRHUNDERTS“. PRO SCIENTIA GEFÖRDERT SEIT 2015.

¹ Duchhardt/Wrede, Europa, 2006, S. 612.

² Zu der Problematik der Übersetzung des „Projet de paix perpétuelle“ siehe Vgl. Asbach, Staat und Politik, 2006, S. 101.

- ³ Vgl. Reichardt, Einführung, 1985, S. 60.
- ⁴ Zu der Problematik der Übersetzung des „Projet de paix perpétuelle“ siehe Vgl. Asbach, Staat und Politik, 2006, S. 101.
- ⁵ Saint Pierre, 1922, S. 87.
- ⁶ Saint Pierre, 1922, S. 89.
- ⁷ Saint Pierre, 1922, S. 99.
- ⁸ Vgl. Streit, Ethik gegen Machtpolitik, 2011, S. 108–113.
- ⁹ Vgl. Hackel, Kants Friedensschrift, 2000, S. 28f. Und: Vgl. Gerhardt, Immanuel Kants Entwurf „Zum ewigen Frieden“, 1995, S. 41.
- ¹⁰ Gerhardt, Immanuel Kants Entwurf „Zum ewigen Frieden“, 1995, S. 41f.
- ¹¹ Vgl. Streit, Ethik gegen Machtpolitik, 2011, S. 108f.
- ¹² Vgl. Streit, Ethik gegen Machtpolitik, 2011, S. 117–120.
- ¹³ Vgl. Streit, Ethik gegen Machtpolitik, 2011, S. 121f.
- ¹⁴ Vgl. Gerhardt, Immanuel Kants Entwurf „Zum ewigen Frieden“, 1995, S. 89.
- ¹⁵ Kant, 2011, S. 27.
- ¹⁶ Vgl. Streit, Ethik gegen Machtpolitik, 2011, S. 152f.
- ¹⁷ Vgl. Hackel, Kants Friedensschrift, 2000, S. 90f.
- ¹⁸ Kant, 2011, S. 27f
- ¹⁹ Kant, 2011, S. 12.
- ²⁰ Kant, 2011, S. 15.
- ²¹ Kant, 2011, S. 25.
- ²² Kant, 2011, S. 25f.
- ²³ Hugo Grotius (1583-1645) und Emer Vattel (1714-1767) sind zwei bedeutende Völkerrechtler. Grotius beschreibt den Frieden erstmals nicht mehr nur als von Gott gegebenes Geschenk, sondern als etwas, das in einem langsamen Prozess aufgebaut und mit Verträgen und Gesetzen gesichert werden muss.
- ²⁴ Kant, 2011, S. 16.
- ²⁵ Kant, 2011, S. 28.
- ²⁶ Kant, 2011, S. 40.
- ²⁷ Vgl. Fisch, Krieg und Frieden im Friedensvertrag, 1979, S. 337.
- ²⁸ Vgl. Fisch, Krieg und Frieden im Friedensvertrag, 1979, S. 4–8.
- ²⁹ Vgl. Fisch, Krieg und Frieden im Friedensvertrag, 1979, S. 44–47, 51.
- ³⁰ Vgl. Fisch, Krieg und Frieden im Friedensvertrag, 1979, S.336–340.
- ³¹ Vgl. Fisch, Krieg und Frieden im Friedensvertrag, 1979, S. 362.
- ³² Vgl. Duchhardt, Gleichgewicht der Kräfte, 1976, S. 80–84.

Literaturverzeichnis (Auswahl)

Primärquellen

Der Friede von Utrecht und Rastatt:

Johann Friedrich Christ/Johann Jacob Zinck, Ruhe des jetztlebenden Europa : Dargestellet In Sammlung der neuesten Europaeischen Frieden-Schlüße Wie dieselbe Unter Regierung unsers glowürdigsten Käysers Carl des VI. Von den Utrechtischen an biß auf dieses 1726te Jahr zum Vorschein

gekommen: Die Ruhe gegen Frankreich und Spanien enthaltend (Coburg 1726).

Immanuel Kant, Zum ewigen Frieden und Auszüge aus der Rechtslehre. Kommentar von Oliver Eberl und Peter Niesen (Suhrkamp Studienbibliothek 14, Berlin 2011).

Der Friede von Basel:

Ernst Ludwig Posselt, Europäische Annalen. Jg. 1795. Bd. 1. (Tübingen 1795).

Der Friede von Campo Formio:

Ernst Ludwig Posselt, Europäische Annalen. Jg. 1797. Bd. 4. (Tübingen 1797).

Charles Irénée Castel de Saint-Pierre, Der Traktat vom ewigen Frieden. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Wolfgang Michael. Deutsche Bearbeitung von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski (Klassiker der Politik 4, Berlin 1922)

Sekundärliteratur

Heinz Duchhardt/Martin Wrede, Europa. In: Enzyklopädie der Neuzeit (3, Stuttgart 2006) S. 594–619.

Heinz Duchhardt, Gleichgewicht der Kräfte, Convenance, Europäisches Konzert. Friedenskongresse und Friedensschlüsse vom Zeitalter Ludwigs XIV. bis zum Wiener Kongreß (Darmstadt 1976).

Jörg Fisch, Krieg und Frieden im Friedensvertrag. Eine universalgeschichtliche Studie über Grundlagen und Formelemente des Friedensschlusses (Sprache und Geschichte 3, Stuttgart 1979).

Volker Gerhardt, Immanuel Kants Entwurf „Zum ewigen Frieden“. Eine Theorie der Politik (Darmstadt 1995).

Volker Marcus Hackel, Kants Friedensschrift und das Völkerrecht (Tübinger Schriften zum internationalen und europäischen Recht 53, Berlin 2000).

Rolf Reichardt, Einführung. In: Rolf Reichardt/Eberhard Schmitt (Hg.), Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich 1680–1820 (München 1985) S. 39–148.

Markus Debertol, Innsbruck

Megären, Mönche und... Modelle?

Ein Versuch

Dieser kleine Artikel baut auf Teilen meiner geschichtswissenschaftlichen Arbeit aus den vergangenen Jahren auf, aber es soll kein im engeren Sinne wissenschaftlicher werden, die Fußnoten halten sich sehr in Grenzen, der Stil zielt mehr auf angenehme Lesbarkeit als auf absolute Präzision. Der Text soll ein Essay sein, und zwar im ursprünglichen Sinn des Wortes: ein kleiner Versuch, der über die eng gesteckten Grenzen der Geschichtswissenschaft hinausreicht aber zugleich auch danach fragt, ob sie etwas Konkretes für die Gegenwart leisten kann.

Die Frage, ob wir aus der Geschichte denn etwas lernen können, ob sie „Modelle“ für die Gegenwart liefern kann, ist alt und hat schon zu allerlei banalen bis romantisierenden Vorstellungen von einer „magistra vitae“ geführt, die von vornherein zum Scheitern verurteilt waren; trotzdem würde ich sie mit einem vorsichtigen und mit vielen Einschränkungen versehenen „Ja“ beantworten. Das Schreiben von Geschichte ist zunächst einmal immer die Konstruktion von Modellen der Vergangenheit, die zwar auf die Quellen gestützt eine möglichst hohe Plausibilität anstreben, aber nicht beanspruchen können, die Vergangenheit wirklich wiederzugeben. In diesem Artikel soll es aber weniger um die Konstruktion von in sich geschlossenen Erzählgebäuden gehen, als vielmehr darum, dass ein Blick in die Geschichte allzu festgefahrene, allzu selbstgenügsame Lesarten der Wirklichkeit in Zweifel ziehen kann.

Mit vorgefertigten Deutungsmustern einer vergangenen Epoche habe ich mich in meiner Diplomarbeit unter anderem beschäftigt. Es ging dabei um das Bild von kirchlichen Inquisitionsgerichten wie es in der Publizistik der späten Aufklärung, d.h. im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, im süddeutsch-österreichischen und im norditalienischen Raum gezeichnet worden ist. Eines sei vorausgeschickt: Der Inquisitionsdiskurs der Spätaufklärung sagt weniger über die Inquisition aus als über die Konflikte, Denkweisen und weltanschaulichen Brüche der Zeit kurz vor der Französischen Revolution.

Zunächst einige Zeilen dazu, was diese Inquisition, die noch heute die Phantasie beflügelt, eigentlich genau war.¹ Es gilt hier zu unterscheiden, denn „die Inquisition“ als monolithische Organisation hat es nie gegeben. Die päpstliche Inquisition des Mittelalters entstand im 13. Jahrhundert als Reaktion auf den großen Erfolg häretischer Bewegungen wie der Katharer und Waldenser. Diese Inquisition brachte es nie zu einer großflächigen Institutionalisierung, es blieb meist dabei, dass einzelne Inquisitoren vom Papst persönlich in Gebiete geschickt wurden, wo die Ketzer besonders großen Zulauf erfuhren. Häufig waren diese Inquisitoren Angehörige der eben neu gegründeten Bettelorden, oft Dominikaner, seltener Franziskaner. Das wird für unser Thema noch wichtig werden.

In der Neuzeit gab es zwei wichtige Inquisitionsbehörden. In Rom arbeitete die Römische Inquisition, eine Behörde, die direkt dem Papst unterstellt und Mitte des 16. Jahrhunderts als Reaktion auf

die Reformation gegründet worden war. Sie unterhielt Zweigstellen in vielen italienischen Städten, erlangte über Italien hinaus aber nie wirkliche Bedeutung. Die örtlichen Inquisitionstribunale in Italien außerhalb des Kirchenstaates wurden im Laufe des 18. Jahrhunderts aufgehoben. Die römische Zentrale besteht heute mit veränderter Ausrichtung als „Kongregation für die Glaubenslehre“ fort.

Berühmter als die Römische war die Spanische Inquisition. Sie wurde schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts gegründet. 1492 endete mit der Eroberung Granadas die muslimische Herrschaft in Spanien. Die spanischen Könige hatten ein Interesse daran, ihre muslimischen und jüdischen Untertanen zu Katholiken zu machen und so wurde ihnen ein Ultimatum gestellt, sich entweder taufen zu lassen oder auszuwandern. Es ist einleuchtend, dass viele der Neugetauften nicht zu überzeugten Christen wurden und ihrem alten Glauben weiter anhängen. Sie waren die Hauptzielgruppe der Spanischen Inquisition, ihre Rechtgläubigkeit sollte sichergestellt und wenn nötig erzwungen werden. Die Spanische Inquisition war zwar kirchlich abgesegnet, eigentlich aber eine staatliche Behörde, soweit man in dieser Zeit schon von Staat sprechen kann. Ihre Arbeitsweise war von weltlichen Juristen geprägt, theologisch gebildete Kleriker bildeten unter ihren Mitarbeitern eine Minderheit.

Diese sehr verschiedenen Organisationen wurden gegen Ende des 18. Jahrhundert nun offensichtlich interessant für zahlreiche Aufklärer im katholisch geprägten Bayern und Österreich, aber auch in Italien, etwa in der Lombardei und in der Toskana, die beide damals unter habsburgischer Herrschaft standen. Ein exemplarisches Beispiel dafür bietet Bayern. Dort kam es sogar zu einer ausgewachsenen publizistisch ausgetragenen Kontroverse, deren Auslöser ein Gedicht war, das 1777 in München gedruckt wurde.²

Mit seiner „Ode auf die Inquisition“ lieferte der Aufklärer Andreas Zaupser alles andere als ein Loblied, vielmehr handelt es sich um einen satirischen Frontalangriff auf die Spanische Inquisition, der vorgeworfen wird, an allem Übel, das Spanien jemals befallen habe, schuld zu sein. Die Inquisition ist bei Zaupser eine „Megäre“ und die „Pest der Vernunft und der Religion“, der als positives Gegenbild die „Duldung“, sprich die religiöse Toleranz gegenübersteht; sie ist ein „Gotteskind“ und bringt Frieden und Wohlstand. Schuld an den Gräueltaten der Inquisition sind bei Zaupser die Mönche, die fanatisch gegen jeden Andersdenkenden vorgehen und ihn auf den Scheiterhaufen schicken.

Von dieser Mönchskritik fühlte sich ein bayerischer Dominikaner, Thomas Jost, angegriffen und verfasste ein Gegenpamphlet mit dem Titel „Bildnisse der Freiheit und Inquisition wider die Freigeister“.³ Darin zeichnet er ein ganz anderes Bild der Inquisition. Sie bringe Frieden und Seelenheil für alle Menschen und sei überhaupt ein Modell, das man nachahmen solle. In diesem Sinne fordert Jost die Einführung eines

Inquisitionstribunals im Kurfürstentum Bayern, um die „Freigeister“, gemeint sind die Aufklärer, und ihr Gedankengut zurückzudrängen.

Das löste in den bayerischen Aufklärerkreisen wenig überraschend große Empörung aus, die sich in einer Vielzahl von weiteren Publikationen, zu großen Teilen satirischer Art, entlud, die sich gegen Jost richteten. Diese sollen hier nicht im Detail behandelt werden, interessanter ist ein kleiner Blick in die jeweiligen Argumentationen für und wider Inquisition und vor allem die Frage, warum das Thema überhaupt noch interessant war in einer Zeit, in der die Inquisition sowohl in Italien als auch in Spanien längst an Macht und Einfluss verloren hatte.

Kritik am Mönchtum und vor allem an den Bettelorden war in der Aufklärung populär, widersprach deren Lebensweise doch radikal den Idealen vom Allgemeinwohl, das die meisten Aufklärer vertraten – die Bettelmönche wurden schlicht als faule Schmarotzer gesehen, die auf Kosten der Allgemeinheit dem Müßiggang frönten und dazu auch noch in ihren Ansichten unglaublich rückständig und fortschrittsfeindlich waren. Hier haben wir ein erstes Stereotyp, also eine emotional gefärbte und nur schwer veränderbare, fest gefügte Vorstellung. Als zweites kommt das von den Spaniern hinzu. Diese gelten schon seit der beginnenden Neuzeit vielen Europäern als grausam, überheblich und fanatisch religiös. Im Inquisitionsdiskurs verbinden sich nun beide Stereotype miteinander zum Bild einer Spanischen Inquisition, in der spanische Mönche die schlimmsten Eigenschaften eben der Spanier und Mönche in sich vereinen und dadurch ein ganzes Land Jahrhunderte lang von einer positiven Entwicklung, wie sie der Rest Europas vollzogen habe, abhalten.

Damit sind wir schon sehr nahe am Kern meiner Interpretation des erstaunlichen Interesses für die Inquisition. Noch einmal konkret die Frage gestellt: Warum beschäftigt man sich nördlich der Alpen, wo es seit dem ausgehenden Mittelalter keinen nennenswerten Einfluss irgendwelcher kirchlichen Inquisitionstribunale mehr gegeben hat, auf einmal wieder derart ausführlich mit dem Thema? Die bayerischen Pamphlete sind keineswegs die einzigen Beispiele, auch in Wien und anderen Städten erscheint in den 1780er-Jahren Ähnliches. Es geht dabei nicht um akademische Beschäftigung mit der Geschichte, sondern um ganz konkrete Interessen in der Gegenwart. Es gibt in dieser Zeit ein lang anhaltendes Ringen um Deutungshoheiten innerhalb der Gesellschaft und vor allem auch innerhalb der katholischen Kirche zwischen Konservativen und von der Aufklärung geprägten Reformern. Bei diesem Ringen handelte es sich nicht etwa ausschließlich um eines zwischen Katholiken und Atheisten sondern vor allem im katholischen Teil des Heiligen Römischen Reichs um ein innerkirchliches zwischen konservativem Klerus und Vertretern eines Reformkatholizismus, der die Ideale der Aufklärung mit der katholischen Tradition verbinden wollte. Zaupser ist auch hier ein gutes Beispiel: Er argumentiert unter anderem auch damit gegen die Inquisition, dass sie dem katholischen Glauben geschadet habe. Die Inquisition als emotionsgeladenes Thema eignet sich in einer solchen Auseinandersetzung besonders gut zur Mobilisierung der öffentlichen Meinung.

Dabei greifen die Aufklärer auf das alte negative Spanienstereotyp zurück, das sich bereits in den Glaubenskämpfen des 16. und 17. Jahrhunderts herausgebildet

hat, und verbinden es mit dem Stereotyp vom fanatischen Mönch. Spanien nimmt dabei die Rolle des fernen Fremden ein, auf das eine ganze Reihe von negativen Eigenschaften projiziert werden kann, die zugleich auch dem nahen Fremden, nämlich den Konservativen, in Gestalt der Mönche, zugeschrieben werden. Dabei nahm man es mit der historischen Realität nicht ganz so genau – wie bereits erwähnt, spielten Mönche in der Spanischen Inquisition im Gegensatz zur Römischen keine allzu große Rolle. Letztere war aber wohl zu nahe und regte deshalb die Phantasie zu wenig an. Insgesamt reiht sich das Bild von Inquisition, das die Aufklärer zeichnen, also in einen Gesamtdiskurs ein, in dem konservative Kirchenvertreter nur mehr als schädlich für die Gesellschaft gelten. Wie wirkmächtig dieser Diskurs war, zeigt sich etwa in den Reformen Josephs II. In Österreich, der ganz in dieser Denktradition stand.

Bleibt die Frage, inwieweit die Analyse solcher jahrhundertealten Auseinandersetzungen für die Gegenwart relevant ist. Wir haben anhand unseres Beispiels gesehen, dass Bilder eines fernen Fremden auf die eigene soziale und politische Realität rückwirken können, nämlich dann, wenn „Modelle“, sprich Narrative, Stereotype, Diskurse. Ich möchte zum Abschluss versuchen, ähnliche Prozesse in der Gegenwart zu finden. Dabei bewege ich mich weg von Themen, in denen ich mich wirklich auskenne, und werde zum Laien, der Versuchscharakter des Artikels erlaubt das.

Ein Beispiel der vergangenen Jahre dafür, wie relativ offensichtlich ein althergebrachtes Völkerstereotyp für einen aktuellen politischen Konflikt nutzbar gemacht wurde, ist der Ukraine Konflikt. In westeuropäischen Medien tauchte plötzlich wieder das alte Bild vom rückständigen, despotisch regierten Russland auf, dem bedrohlichen Imperium im Osten, das Freiheit und Demokratie gefährdet – meines Wissens in diesem Umfang zum ersten Mal seit dem Ende des Kalten Kriegs. Der Verdacht, dass hier ein Feindbild nach außen hin wiederbelebt wird, das einfache Identifikation mit der eigenen Gruppe ermöglicht, um sich nicht mit komplexeren Problematiken beschäftigen zu müssen, liegt nahe. Ähnliches ist auch in den Debatten rund um die Griechenlandkrise zu beobachten – das Stereotyp vom faulen aber bauernschlaun Südländer wird hier plötzlich wieder gesellschaftsfähig. Die Beispiele ließen sich beliebig fortführen, vom überkorrekten Deutschen zum überheblichen Amerikaner, vom dogmenhörigen Katholiken zum patriarchalistischen Moslem, vom wellfremden Linken zum verklemmten Konservativen. Auch unsere gesellschaftlichen Debatten sind von durchemotionalisierten Fremd- und Selbstbildern geprägt, die zwar eine wichtige Funktion in der Konstitution unserer jeweiligen Identitäten haben, den Blick auf die Gegenwart aber oft genug trüben. Ein Blick in die Geschichte kann zeigen, dass es solche Bilder auch in der Vergangenheit gegeben hat, dass sie aber wie so vieles nicht naturgegeben sind, sondern gesellschaftlichen Konstruktionsprozessen unterliegen und deshalb hinterfragt werden können – nicht so sehr die Konstruktion von Modellen ist also die Leistung, sondern ihre Dekonstruktion. Das ist nicht viel, aber doch immerhin etwas.

MARKUS DEBERTOL

GEBORN 1987 IN BOZEN, AUFGEWACHSEN IN BRIXEN (SÜDTIROL)
ABGESCHLOSSENE STUDIEN IN GERMANISTIK UND GESCHICHTE AN DER
UNIVERSITÄT INNSBRUCK. DIPLOMARBEITEN: „GEBETSTEXTE DER GEGENWART IM
SPANNUNGSFELD VON GEBRAUCHSLITERATUR UND POESIE“ UND „DIE
INQUISITION IN DISKURSEN DER SPÄTAUFKLÄRUNG“. ZURZEIT
DOKTORATSSTUDIUM GESCHICHTE UND DIPLOMSTUDIUM KATHOLISCHE
FACHTHEOLOGIE. PRO SCIENTIA GEFÖRDERTER SEIT 2015.

¹ Eine fundierte aber kurze und einfach zu lesende
Einführung in das Thema bietet Gerd Schwerhoff: Die Inquisition.
Ketzerverfolgung in Mittelalter und Neuzeit (Beck'sche Reihe),
München 2008.

² Andreas Dominikus Zaupser: Ode auf die Inquisition,
München 1777

³ Thomas Aquinas Jost: Bildniße der Freyheit und
Inquisition wider die Freygeister, Freising 1779.

Kamila Kusmierek, Wien

Von "Smells Like Teen Spirit" zu "Overblown" - der fulminante Aufstieg des Grunge zu einem Musikmodell

"Modelle" sind das Thema unserer Sommerakademie, was hervorragend ist, denn Modelle gibt es wohl in jeder erdenklichen akademischen Disziplin, sie prägen unser Weltgeschehen, unterliegen oft einem Wandel, müssen neu überlegt, verhandelt und bewertet werden, laden somit zum Diskurs ein. Sie sind omnipräsent und prägen unser aller Leben mit. Manches Mal sind Modelle wahrscheinlich so selbstverständlich, dass wir uns kaum mehr fragen, wie sie eigentlich entstehen. Modelle gibt es in jedem Bereich, auch in jenem der Musik. Mein Studium der Kultur- und Sozialanthropologie schloss ich mit einer Bachelorarbeit ab, in welcher ich mich gefragt habe, wie ein bestimmtes Musikmodell entstanden ist, und zwar jenes des Grunge in Seattle. In besagter, theoretischer Abhandlung versuchte ich, folgenden Fragen auf den Grund zu gehen: welche "Inhalte" brauchte es dazu, dass man vom Grunge in Seattle als von einem Musikstil gesprochen hat? Wie kann ein bestimmtes Genre entstehen? Zum bestimmt äußerst spannenden und facettenreichen Bouquet der Readerbeiträge möchte ich mit dieser Zusammenfassung einiger Kapitel meiner Arbeit einen Beitrag leisten.

Grunge- Der Versuch einer Definition

In Benzingers "Lexikons der Rockhymnen" wird Grunge als "Amerikanischer Rockstil Ende der achtziger Jahre", welcher sich aus Elementen des Punk und des Heavy Metal zusammensetzt, definiert. "Stilbildend" seien allen voran die Bands "Nirvana und Pearl Jam" gewesen. (Benzinger, 2002: 401). Punk wird in der gleichen Quelle hingegen als ein musikalisches Phänomen charakterisiert, welches in "der zweiten Hälfte der siebziger Jahre Musik der britischen Jugend-Subkultur" aufgekommen sei. Als "Kennzeichen" definiert Benzinger folgende Aspekte: "ein nihilistischer, aggressiver Auftritt, düstere Texte und das Negieren von ästhetischen Belangen der Musik sowie instrumentalmusikalischen Fertigkeiten der Musiker." Als "stilbildend" nennt Benzinger die Formationen "Clash, Ian Dury, Sex Pistols oder Siouxi & the Banshees". (ebd.: 407) Auch in vielen anderen Quellen, welche ich im Laufe meiner Recherche finden konnte, wird Punk als einer der wichtigsten Impulsgeber für den Grunge angesehen, beispielsweise hier:

"The point remains, however, that whatever claims have been made for the importance of punk during particular periods in its 30-year history, it remains highly relevant for our understanding of contemporary youth. In addition to the continued currency of punk for youth in a number of different urban locations around the globe, the legacy of punk has inspired a range of contemporary youth musics including grunge and hardcore." (Santiago-Lucerna 1998: 90)

Stephen Tow, der sich als renommierter Kenner der Seattle-Musik auf die Suche nach den Spuren der Grunge-Anfänge

machte, interviewt Musikproduzent Jack Endino, der die frühen Platten von Nirvana und Soundgarden (beides Bands, die mit dem Begriff des Grunge in Verbindung gesetzt werden) aufgenommen hatte :"[Grunge was]' 70s hard rock with '80 punk and postpunk sensibility grafted into it [...] and [had] a specific lack of concern for playing ability or raw musical technique." Dass technische Perfektion bereits im Rahmen der Punkbewegung nicht im Vordergrund steht, eher sogar bewusst vernachlässigt wurde, haben wir auch bereits bei Benzinger gelesen. Ähnliches wird auch dem Grunge zugeschrieben. Laut Tow seien hier primär andere Ziele verfolgt worden: "Instead, it focused on energy and emotion and immediacy, as opposed to finesse or explicit social commentary." (Tow 2011: xiv). Doch wie ist es eigentlich zum Begriff "Grunge" gekommen? Musikproduzent Jack Endino soll Popautor Martin Büsser erzählt haben, dass der Begriff "Grunge" von den einzelnen Bands, welche mit diesem in Verbindung gesetzt worden sind, oftmals gar nicht benutzt wurde. Er habe den Eindruck, jener Terminus sei den Formationen vor allem von den Medien zugeschrieben worden: "In Seattle hatte kein Mensch je von Grunge gesprochen" soll Jack Endino gesagt haben, "wir selbst haben von dem Begriff erst aus der Zeitung erfahren." (Büsser, 2013: 172)

Bei Michael Yarm, Verfasser von "Everybody Loves Our Town. An Oral History of Grunge" erfahren wir jedoch, dass Endino in Rezensionen den Ausdruck "grungy" selbst benutzt haben soll, um einen bestimmten Gitarrensound zu beschreiben, was in folgender Passage nachzulesen ist:

"In my original articles, I'm supposed to have used the word *grunge* to describe the music. Lester Bangs certainly used to use the word. I used the word myself in the '80s to describe the Happy Mondays. You know, "They got grungy guitars". It was a description that was in the rock-journalist lexicon. I guess one of my subeditors at the *Melody Maker* picked up the word and used it in a headline or something and all of a sudden the word started sticking." (Yarm, 2011: 194)

Auch laut Pearl Jam-Biographin Kim Neely hatte Jack Endino, der unter anderem Nirvanas Debütalbum "Incesticide" produzierte, eine ungefähre Vorstellung eines speziellen Klanges des Saiteninstruments, wenn er sich auf die Suche nach Bands machte, um deren Alben zu produzieren:

"I had a pretty good notion of how to record a grungy, sloppy guitar", Endino told the *Rockef* in 1992, "because that's the kind of guitar I played myself. I realized early on that I had a terrible guitar sound, and how was I going to record it? Then I ended up recording about a hundred bands that had *equally* terrible guitar sounds, and a new aesthetic was born. What sounded horrible back then is now a standard." (Neely, 1998: 24)

Jonathan Poneman, der gemeinsam mit Bruce Pavitt das zum Fanzine Sub Pop dazugehörige Plattenlabel gründete - dieses brachte zum Beispiel die "Love Buzz/Big Cheese"-Single von

Nirvana heraus - berichtet über das Aufkommen des Wortes in den Musikjournals, noch bevor der britische Musikjournalist True Everett es aufgegriffen haben soll:

"I read the expression *grunge* many, many times in music journalism before Everett True used it. Everett took the word from the Sub Pop mail-order catalog description of Green River's *Dry as a Bone* that Bruce wrote: 'ultra-loose' GRUNGE that destroyed the morals of a generation." (Yarm, 2011 :194) Bruce soll den Terminus also in Verbindung mit einer Longplay-Platte der Band Green River gebraucht und bemerkenswerterweise bereits Anfang der 1980er von einer Musik gesprochen haben, die die Moralvorstellungen der Jugend umwälzen sollte. Faith Henschel-Ventrello, die zu gegebener Zeit im Unternehmen Sub Pop arbeitete, erinnert sich an die Versuche der beiden Gründer des Labels, ein entsprechendes Vokabel zu finden, um hiermit den entstehenden Musikstil beschreiben zu können: "I worked in radio promo at Sub Pop. I remember Jon and Bruce looking through the thesaurus and coming up with *grunge*. I believe Bruce was the one who took it out of the thesaurus, who said: 'Grunge! That word.'" (ebd.: 194) Ähnlich wie Endino befand Pavitt den Begriff "Grunge" als geeignet, um die Rohheit des aufkommenden Musikstils zu beschreiben, siehe hier:

"I believe that's the first time the word was used more as a marketing description. As with any adjective, you can go back and say, 'Well, this was used in such-and-such-zine', but that came to me intuitively when we opened the office and were piecing together our first catalog. We were trying to emphasize the grittiness of the music and the energy. I just remember that it sounded right at the time. Like, 'Nailed it. All right, let's move on.'" (ebd.: 195)

Laut Quellenlage soll der Begriff "Grunge" seit den frühen 1980er Jahren in Musikrezensionen aufgetaucht sein. Eingangs erwähnte Initiatoren verwendeten diesen, um einen herben, unpolierten Gitarrenklang zu beschreiben - ein Klang, welcher sehr bald das Interesse großer Institutionen der Musikwelt bekommen sollte. Endino berichtet vom beginnenden Abenteuer: "Aber wir ließen es geschehen, gingen Kompromisse mit den großen Firmen und Medien ein, nicht, weil wir korrupt oder gerissen waren, sondern aus reiner Neugierde. Keiner von uns hatte Erfahrungen mit der Industrie." (ebd.: 172) Endino und seine KollegInnen wagten den Versuch: "Allgemein herrschte also erst einmal eine positive Aufbruchsstimmung, die Hoffnung, wir könnten unser Lebensgefühl möglichst vielen Leuten vermitteln. Aber es dauerte keinen Monat, bis dies der Ernüchterung gewichen war." (ebd.: 172). Die hier eingangs angesprochene Euphorie manifestiert sich mitunter auch in den Zeilen von Laura Weller - Vanderpool von der Band "Capping Day". Sie erinnert sich im Folgenden an ihr damaliges Lebensgefühl, das sie meint, mit anderen geteilt zu haben:

"And a lot of us, I think, that were in the music scene [thought] 'Hey, you only get to go through this life once' [...] 'Let's not focus so much on the career thing. Let's just get in a van and go in the road and play music and see what happens.' If we're all living in a crappy little house in the University District or whatever, and just barely getting by, it didn't really matter. Because, it was more important that we were doing something that mattered. And I think we were all really afraid of just steppin' on that escalator to kind of a boring, secure

future." (Tow, 2011: 109)

Die Bands Nirvana, Soundgarden, Pearl Jam und Alice in Chains - diese werden gerne als die "großen" Grunge-Bands bezeichnet, neben denen jedoch eine Vielzahl anderer Formationen existierte, von denen einige im Verlauf des Artikels genannt werden - feierten in den frühen 1990er Jahren große Erfolge. Doch beginnen wir von Anfang an. Historiker und Popkulturspezialist Stephen Tow will in seinem Werk "The Strangest Tribe" nämlich aufzeigen, dass die Grunge-Szene in Seattle bereits viel früher - lange Zeit vor Anfang der 1990er - Fuß gefasst hat. Begeben wir uns mit ihm also zunächst auf die Spurensuche, die zu den Ursprüngen des Musikmodells Grunge führen soll.

Back to the roots of Grunge

Tow verortet die frühesten Tendenzen, welche zur Entwicklung des Grunge geführt haben sollen, auf das Ende der 1970er Jahre. Er spricht von einem fließenden Übergang zunehmender Rezeption vom englischen Punk hin zur Suche nach einer neuen Musikästhetik: "The 1978 Seattle urban punk community contained- and this is no exaggeration- a total of maybe a hundred people, including the bands. This small group coalesced around the Bird. By this time Seattle had arrived at its second punk wave, including the Enemy, the Mentors, the Cheaters, and leftover first-wavers the Telepaths and Chinas Comidas." (Tow, 2011: 14) Die stilprägenden Bands in Seattle seien gegen Ende der 1970 Jahre The Meyce, the Tupperwares und die eingangs erwähnten Telepaths gewesen, welche auch ähnliche Ursprünge gehabt haben sollen, die er im Folgenden beschreibt:

"Despite the stylistic differences, the three bands developed a tight bond. All three were shut out of the small Seattle cover band-oriented club scene. Other than playing basements, the only way to put up a show on was to do it yourself: rent the hall, promote the show, sell tickets, and clean up afterward. [...] At this point, during the infancy of Seattle's punk rock community, one big show could make an enormous difference. One show could demonstrate to the musicians and fans that punk rock was indeed a viable entity. One show could, in fact, define a scene." (ebd.: 8)

Einerseits ist hier interessant, dass der Ursprung aller drei Bands die Coverband-Szene von Seattle war. Die Musiker waren zum größten Teil selbst für die Organisation der Live-Events zuständig. Die Mitglieder der einzelnen Bands kümmerten sich um die Werbung des Events, das Auffinden des entsprechenden Lokals sowie auch um alle Tätigkeiten, die nachher zu verrichten waren. Bereits im Zusammenhang mit Punk-Musik spricht man sehr oft vom "self-made"-Aspekt (Vgl. Greil, 1992: 7-13) Hier haben wir es also mit einem Spezifikum zu tun, das tendenziell beide Richtungen gewissermaßen ausmacht. Auch der Trend, dass die Punk-Bands eher Augenmerk auf die Energie und Dynamik als auf technische Perfektion und fehlerlose Beherrschung der Instrumente Wert legten, soll in weiterer Folge bereits in der Anfangszeit des Grunge zu beobachten sein - erinnern wir uns in diesem Kontext an einige bereits erwähnte Definitionen. Im Folgenden erinnert sich Charlie Ryan, seinerzeit Mitglied bei der Formation U-Men, an die Idee, eine Band zu

gründen, obwohl sie kaum ein Instrument beherrschten:

"The entire idea of the band was Tom's. We stole our name right off of this Pere Ubu bootleg called *The U-Men*. We weren't working - we were playing records and drinking a lot and coming up with funny ideas. Tom said: 'I think we should start a band, Charlie.' And I said, 'Okay.' And he said, 'You'll be the drummer.' And I said, 'But we don't know how to play.' He goes, 'That's ok, we'll learn. I go 'Ok. We don't have any equipment'. He goes: 'Don't worry about that.'" (Yarm, 2011: 7)

Der britische Medientheoretiker Richard Hebdige beschäftigt sich in seinen Forschungen mit der Entstehung von Subkulturen. Als einen wichtigen Bestandteil sieht er hier das Entwerfen eines eigenen Modestils, dem sehr oft mehr und mehr Beachtung von seiten der Medien zukommen würde - ein Aspekt, der beim Thema Grunge definitiv zu tragen kommt und dem ich im weiteren Verlauf des Textes auch noch meine Aufmerksamkeit widmen werde. Des Weiteren stellt Hebdige aber abgesehen davon die Beobachtung an, dass die von der Gruppe gelebten Verhaltensweisen von bestimmten Institutionen beobachtet und in weiterer Folge oft als "fremdartig" und auch als gewissermaßen gefährlich eingestuft werden würden. Diese Institutionen seien tendenziell mächtig, vielleicht auch staatstragend, wie beispielsweise die Exekutive oder die Medien. Hebdige zeigt in seinen Beobachtungen auf, dass es in weiterer Folge mehrmals zu Versuchen kommen könne, das subversive Potenzial in einer bestimmten Art und Weise bereits im Keim zu ersticken, um die Möglichkeit einer Revolte oder Ähnlichem womöglich auszuschließen. Bei der Durchsicht des Quellenmaterials habe ich die von Hebdige besprochenen Tendenzen auch für die aufkommende Punk- und Grungeszene in Seattle feststellen können. Stephen Tow weist, so wie viele andere AutorInnen, auf die Differenzen hin, die es zwischen den jungen Punk-HörerInnen und der Exekutive gegeben haben soll: "This confrontational climate that existed between the police department and young music fans would continue throughout the next decade." (Tow, 2011: 14) In weiterer Folge mussten sich die BetreiberInnen der jeweiligen Lokale mit einigen vorgegebenen Regelungen arrangieren. "As a result, punk rock clubs- especially allages venues - did not stay open for long, and musicians were constantly on the lookout for places to play." (ebd.: 14f.) Trotz der Reglementierungen entwickelte sich nach und nach eine vitale Musikszene mit einer Vielzahl an Live-Auftritten:

"First, punk fans of all ages would get to see some of the most cutting-edge British and American punk and new wave bands of the era. The British roster included the Police, the Specials, XTC, Ultravox, the Psychedelic Furs, 999, Gang of Four, Public Image Ltd., and Squeeze. In addition, Modern Productions brought in stable of American punk artists like Iggy Pop, Black Flag, the Ramones, and the Dead Kennedys." (ebd.: 14)

Autorin Kim Neely, die eine Geschichte der Band Pearl Jam verfasste, macht sich in dieser ebenso wie Tow auf die Suche der Ursprünge des Sounds, der letzten Endes Seattle in die Musikgeschichte eingebettet hatte. Sie beschreibt im Folgenden, dass den BetreiberInnen der Lokale aufgrund der permanent steigenden Beliebtheit der Bands im Laufe der Zeit immer mehr und mehr Freiheiten gewährt wurden:

"Between 1979 and mid-1981, new bands - like Solger, X-15,

the Fastbacks, the Fartz, the U-Men, Maggot Brainsa, and the Silly Killers - were forming all the time: at one point, there were forty or fifty bands playing around Seattle, each putting their own unique stamp on the punk-new wave-hardcore-theme. And for the first time in over a decade, there seemed to be enough willnig venues in town to support all of them. It was inevitable, with so many in-your-face fun, that the local save-the-children forces would start paying closer attention." (Neely, 1998: 10)

Bemerkenswert ist mit Bestimmtheit die Anzahl von berühmten als auch weniger berühmten Punkbands, die - wie aus den Untersuchungen der beiden AutorInnen hervorgeht - Seattle aufsuchten, um dort live aufzutreten. Laut Tow konnten die jungen ZuhörerInnen somit eine Musik kennenlernen, die eher selten im Radio gespielt wurde: "This was music that most Seattle kids would not otherwise be exposed to, as it was rarely played on the radio." (Tow, 2011: 18) Auch in Plattenläden sei dieses Material eher eine Rarität gewesen: "The records weren't even available at local stores, except perhaps in the U-District." (ebd.: 18) Der Erstkontakt wurde somit also oft über den Besuch eines Konzerts hergestellt: "So this experience - young people seeing these bands live- often constituted their entire exposure to contemporary punk rock and new wave." (ebd.:18f.)

Auch bereits gegen Ende der 80er, also zu einer Zeit, als der "Seattle-Sound" bereits viele MusikliebhaberInnen erreicht hatte und man somit immer weniger von einer kleinen Gruppe von RezipientInnen sprechen konnte, standen Diskrepanzen mit der Polizei an der Tagesordnung. Musiker Ben Shepherd erinnert sich an einen Auftritt der Band Soundgarden im Jahr 1988:

"Soundgarden played a show in downtown Olympia, a signing party. I remember it was outside. I met Chris [hier ist Chris Cornell, Frontsänger der Band, gemeint, Anmerkung der Autorin] for the first time that day, right before they played. Kim [Kim Thayil, Gitarrist der Band, Anmerkung der Autorin] introduced me to him. That was the first time I got to see Matt [Matt Cameron ist gemeint, zu gegebener Zeit Drummer der Band, Anmerkung der Autorin] with them. It was like, Oh, now they have a real drummer, and it's over the top. It was all golden, the sun was going down behind Matt's blond hair, and all the hardcore kids, like our generation of musicians and fans of music, were there. And the cops were there, and they were allowing it to happen. Olympia cops used to be total fucking pricks. They were definitely scared of punk rockers. They tried to arrest March of Crimes a couple of times for playing there, just for being around: 'What are you guys doing? Punker!' At this show, it was like, Wow, even the adults are all right with this. But they're scared of us still." (Yarm, 2011: 159)

Auch wenn die Zahl der Live-Auftritte diverser Bands anstieg, war die Musikszene Seattles im Vergleich zu anderen amerikanischen Städten bis in die späten 1980er vergleichsweise klein. Kevin Whitworth, Gitarrist bei der aus Seattle stammenden Band Love Battery, erinnert sich an seine ersten Eindrücke nach seinem Umzug in die Hauptstadt des Washington State: "And in 1984, when I moved to Seattle, [...] I was shocked. It didn't have half of the buildings [that Boston had]. It was raining. It was...boring. It was really, really boring and drab. It was like a Soviet city." (Tow, 2011: 108) Schon gleich darauf sollte Seattle jedoch zu einer aufregenden Stadt mit einer pulsierenden

Konzertkultur mutieren. Trotz der noch relativ überschaubaren Musikszene machte sich laut meiner verwendeten Literatur bereits nach und nach die spezielle Aufbruchsstimmung breit. Ab den späten 1980er Jahren klar, dass Seattle durchaus Chancen hatte, ein neues, musikalisches Zentrum zu werden. James Burdyschaw war Gitarrist bei der Band Cat Butt und erinnert sich an ein spezielles Event, welches Massen von jungen Leuten angezogen hatte - das Lamefest im Jahr 1989:

"By '89, things had reached critical mass, 'cause that's when Lamefest happened - all of a sudden, Mudhoney and TAD and Nirvana played the Moore Theatre, and it was sold out. Over a thousand people were there. It was clear to me that the Seattle bands that my friends and acquaintances were in were getting really, really big. In my mind, a really big band had always been a band that would come in from out of town. The U-Men couldn't headline the Moore Theater, as big as they were. (Yarm, 2011: 199)

Auch der Gründer des Sub Pop-Labels Bruce Pavitt beschreibt eben jenes Ereignis als den Moment, in welchem klar geworden sei, der neu entstandene Seattle-Sound sei auf dem besten Weg, Kult zu werden: "The first Lamefest - that was the moment when grunge blew up. That was the defining moment. That was the record release party for Nirvana's first record, which a lot of people don't realize." (ebd.: 199) Steve Turner, zu gegebener Zeit Gitarrist bei der Grunge-Band Mudhoney, meint: "It was like 'Wow, who are these people, and where were they a year ago?'" (ebd.: 199)

„Talkin 'bout my generation“:

Den Wunsch, Musik zu machen, teilten nach und nach immer mehr junge Menschen in Seattle. Bereits ab den frühen 1980ern kann man laut Tow von einer musikmachenden Generation sprechen, auf die Folgendes zutrifft: "This generation possessed a confidence that perhaps previous ones lacked." (Tow, 2011: 108) Tow erläutert, wie sich diese Art von "confidence" seiner Meinung nach entwickelt hatte: "It wasn't a straight confidence, however. Rather, this generation's hubris was born of the previous' frustrations." (ebd.: 108) Tow ist bemüht, aufzuzeigen, dass diese Frustration bei vielen jungen MusikerInnen aus einer gewissen Perspektivlosigkeit entstanden sei, ein Phänomen, welches er im Folgenden erläutert: "Many of these kids grew up watching some of the more popular local bands leave town, only to disintegrate. They knew the major record labels weren't coming up from Los Angeles to check them out. They saw a once vibrant all-ages scene die out, and they cut their musical teeth playing shows at house parties." (ebd.: 108) Tow befindetet, dass jene bereits angesprochene fehlende Aussicht auf (kommerziellen) Erfolg es mit sich brachte, dass tendenziell die Musik per se als alleiniger Antrieb fungierte, um musikalisch tätig zu sein. "This generation felt it had little technical progress and no national exposure, so why not make music for its own sake? In effect, this confidence emanated from a kind of inferiority complex-driven naiveté, resulting in a pervasive 'we have nothing to loose'-attitude." (ebd.: 108)

Der amerikanische Soziologe John Milton Yinger hält fest, dass für die Konstituierung einer Subkultur das Teilen gemeinsamer Überzeugungen essentiell sei. (vgl. Breinl 2010: 8) In meiner

verwendeten Literatur wird oft auf die Gemeinsamkeiten der ProduzentInnen der neuen Musikart sowie auch deren Publikum aufmerksam gemacht. Bemerkenswert ist, dass für die Bezeichnung beider sich im Laufe der Zeit der Terminus "Generation X" etablierte. Tow verwendet den Begriff wie folgt:

"These folks also represented the Generation X, post-Baby Boomers who did not necessarily see the United States as the "land of opportunity". They came of age during Reagan's America, when the term 'yuppie' described energetic and enterprising young college-educated professionals basking in the glow of the new materialism. These Gen Xers consciously rejected Reagan and consumerism, at a time when local software behemoth Microsoft was just beginning to expand, laying the basis for the '90s dot-com boom." (Tow 2011: 109)

Nicht nur, dass die Medien maßgeblich daran beteiligt gewesen sind, dass bestimmte Bands aus Seattle von nun an mit dem Begriff "Grunge" in Verbindung gesetzt wurden. Auch die HörerInnenschaft wurde mit diesem Terminus bezeichnet. Büsser erläutert dieses Phänomen: "Über eine Handvoll Bands aus Seattle kreierten die Medien schließlich sogar eine eigene Generation, die *Generation X*, benannt nach einem Roman von Douglas Coupland." (Büsser, 2013: 172) Subsummiert würden unter diesem Schlagwort "jene Zwanzig-bis Dreißigjährigen (...)". "die sich von einem schlecht bezahlten Job zum nächsten hangelten, weder Utopien noch Perspektiven hatten und sich deshalb in einer private Traumwelt flüchteten - die wahre 'No future'-Generation" werden. (ebd.: 172) Kim Neely weist auf die sozialen Gegebenheiten hin, die die VertreterInnen der sogenannten "Generation X" geteilt haben sollen:

"Single-parent households had become twice as common, and even in those families that had managed to stay together, both adults were usually working. With so many parents preoccupied with their careers, unable to supervise their kids as closely as they would have liked, any variation on the Teens-On-The-Rampage theme made for hopping ratings, playing right into every parents' deepest fears." (Neely, 1998:11)

Neely erklärt des Weiteren, dass die Fans sich gut mit ihren neuen Helden, so beispielsweise mit Pearl Jams' Lead-Sänger Eddie Vedder, identifizieren konnten, "In some ways, Eddie was no different than thousands of others his age, people who were expressing disenchantment with the soulless consumer culture they'd grown up in." (ebd.: 100)

Nach und nach wurde der Terminus "Generation X" internationalisiert. Kulturwissenschaftler Terkessidis und Holert machen in ihren Ausführungen beispielsweise darauf aufmerksam, dass der Begriff auch in deutschsprachigen Medien aufgegriffen wurde, siehe hier:

"Gleichzeitig wurde das Modell dieser Bands verallgemeinert: die Generation X war geboren. 'Die Eigensinnigen' nannte ein *Spiegel-Spezial* eine Jugend, deren Charakteristikum gerade ihre selbstbewusste Heterogenität sein sollte. Und mit X markierte die Industrie wieder eines ihrer wichtigsten Marktsegmente." (Holert/ Terkessidis, 1996: 225)

Holert und Terkessidis meinen außerdem, das Kreieren der "Generation X" hätte eine Reihe von Funktionen erfüllt. Sie erklären: "Die Generation X löste jede Menge Probleme: Sie schweißte die Diversifizierten als Konsumrebellen zusammen und verteilte sie gleichzeitig auf verschiedene Minderheiten." (ebd.:

225) Somit konnte es laut den beiden zu einer "Uniformierung" kommen, was in weiterer Folge konsumtechnisch effizient gewesen sei: "So hatten nun alle die gleichen Werte- bewußt kaufen, Stil erwerben - und konnten je nach minoritärem Gusto zielgruppenoptimiert angesprochen werden." (ebd.: 225) Gleichzeitig sei auch ein "neuer" (eigentlich alter, wenn wir uns die Geschichte des Rock und Pop ansehen, siehe beispielsweise das gesamte Werk von Büsser, 2013) Mythos kreiert, nämlich jener des "Rebellen". Holert und Terkessidis erinnern an dieser Stelle an Tom Frank, der in einer "linken US-amerikanischen College-Zeitschrift „*The Baffler*“ sich wie folgt äußerte: "Der Rebell wurde ganz natürlich zum zentralen Bild dieser Konsumkultur. Er symbolisiert unaufhaltsame, richtungslose Veränderung, eine ewige Unzufriedenheit mit dem 'Establishment'- oder besser gesagt mit den Waren, die das 'Establishment' letztes Jahr zum Kauf empfahl." (Holert / Terkessidis: 1996, 226). Im Nachhinein sei es schwer zu ermitteln, "warum ausgerechnet Nirvana und vor allem ihr Sänger Kurt Cobain zum Sprachrohr einer ganzen Generation hat werden können", meint Büsser. (Büsser, 2013: 172) "Lag es an den griffigen Melodien? Am Aussehen von Kurt Cobain?", fragte sich der 2010 verstorbene Journalist. Vom "Typ" her sei "Cobain kaum von all den anderen Post-Punk-Jungs der achtziger Jahre" zu unterscheiden gewesen. Er sei "grüblerisch" und "introvertiert" gewesen, hätte Medien misstraut und Politiker gehasst, außerdem "konnte [er] sich stundenlang über obskure Bands unterhalten." (ebd.: 172) Vielleicht ist es die Tatsache, dass die Lead-Sänger der Bands oftmals den rebellischen Einzelgänger schlechthin personifizierten - ein Hinweis, auf den ich im Laufe meiner Recherche oft gestoßen bin. Brüsser mutmaßt darüber, was Cobain für die Musikindustrie so interessant machte - nämlich, dass genau die bei Cobain angetroffene Attitüde einen starken Kontrast zum Habitus anderer Pop-Stars darstellte: "[...]genau in dieser Authentizität eines eher durchschnittlichen Tweens, der aus seinen Ängsten und Sorgen keinen Hehl machte, sahen Plattenfirma und Management plötzlich eine Marktlücke. Nirvana und Grunge [...] konnten so als Gegenpol zum unerreichbarem, geradezu gesichtslosen Popstar à la Madonna oder Michael Jackson vermarktet werden." (Büsser, 2013: 172)

Tow erklärt die steigende Faszination der Band Nirvana unter anderem damit, dass die in ihrem Repertoire besprochenen Themen tendenziell gut zu den Lebensthemen der HörerInnen passten: "Nationally, Nirvana appealed to a disaffected Generation X who found modern music out of touch with their everyday angst." (Tow, 2011: 223) Was Tow mit der hier angesprochenen "everyday angst" meinen könne, versucht Benzinger, in seinen Ausführungen über Nirvanas "Nevermind" auf den Punkt zu bringen:

"Die Platte bringt eine öde und triste Stimmung zum Ausdruck, die in den USA nach den optimistischen achtziger Jahren viele Amerikaner teilten." Er ergänzt: "Die in großen (wenn auch nicht mehrheitlichen) Bevölkerungsteilen umstrittene Teilnahme am Golfkrieg lud gerade dazu ein, zu jener pseudoanarchistischen Weltanschauung, von der das Album viel zu bieten hat." (Benzinger, 2002: 290)

Benzinger macht darauf aufmerksam, dass das Werk in weiterer Folge sehr oft auf eine bestimmte Art und Weise aufgenommen worden ist, nämlich jene: "[...] Deshalb wurden NEVERMIND wie auch sein Schlüsselsong 'Smells Like Teen Spirit' zu Dokumenten

der gesellschaftlichen Befindlichkeit Amerikas in den neunziger Jahren - ob das nun von Cobain & Co. so beabsichtigt war oder nicht, bleibt dahingestellt." (Benzinger, 2002: 290)

Spätestens seit dem Titel "Smells Like Teen Spirit" (Anmerkung der Autorin: Wie aus meiner Recherche hervorgeht, war "Teen Spirit" der Name eines zu dieser Zeit in den USA produzierten Deodorants. Vgl. Neely, 1998:27) wurde die Grunge-Bewegung international berühmt. Außerdem setzte Nirvana bedeutende Impulse und bereitete - laut den Ausführungen Tows - den Weg für andere Bands: "Furthermore, Nirvanamania created a river that caught Seattle in its all-powerful current. Pearl Jam, whose first record, *Ten* had preceded the release of *Nevermind*, caught fire in Nirvana's wake." (Tow, 2011: 223) Immer öfter sprachen die Medien von diesen beiden Bands und zwei weiteren als den "großen" Grunge-Bands: "The national media co-opted grunge and applied it to both bands, as well as compatriots Soundgarden and Alice in Chains." Somit sei die anfängliche "Nirvanamania" nach und nach zu "grungemania" und "Seattlemania" mutiert. (ebd.: 223) Musikgruppen, welche als "Grunge-bands" beschrieben worden seien, erlangten internationale Popularität, die, wie Tow schildert, wohl auch sehr stark damit zusammenhängen könne, dass hier den MusikrezipientInnen etwas (einigermaßen) Neues präsentiert wurde - beziehungsweise es als Neues aufgenommen wurde. Er zeigt sich überzeugt: "In 1992 most American music fans had little awareness of the underground", was er folgendermaßen begründet: "This generation had been raised on MTV, Michael Jackson, and Madonna." (ebd.: 226) Tow weist jedoch auf die Tatsache hin, dass die Songs und Videos dieser InterpretInnen oft als "nicht zeitgemäß" empfunden worden seien - ein Phänomen, das laut dem Grungekenner mit den politischen und gesellschaftlichen Umbrüchen, die die Epoche prägten, zusammenhängt: "By the early '90s, however, the glittery videos of the previous decade seemed out of place. The aftermath of the Gulf War had left a group of kids - many of whom were the products of divorce - bored and disillusioned." (ebd.: 226) Diese Perspektive mag an jene von Benzinger erinnern. Auch für Jacek Brzozowski ist die bereits thematisierte Authentizität der Bands ein Faktor der Beliebtheit gewesen, die ein starkes Kontrastprogramm zum üblichen Programm, welches die Musiksender präsentierten, darstellte:

"Man kann ruhig behaupten, Grunge und die Generation X waren eine sehr individualistische Szene. Da es sich scheinbar um etwas Neues handelte, war es umso interessanter und kam wie gerufen für die damalige Gesellschaft. Endlich wieder reale Emotionen, revoltierende Jugend, mit echtem Schweiß und Körpergeruch." (Brzozowski, 2004: 10)

Bemerkenswerterweise nutzten Nirvana eben das Medium Videoclip dazu, auch subversiv anmutende Inhalte zu transportieren. So sind beispielsweise im Videoclip zu "Smells Like Teen Spirit" Cheerleader zu sehen, die Anarchie-Symbole schwenkten. Mit selbstkritisch bissigem Spott gab die Band zu erkennen, dass das einstige Emblem der Punks hier zum Bestandteil der Werbung selbst geworden war." (Büsser, 2013: 174)

Der Einzug des Flanellhemds

Wie Tow aufzeigt, wurde der Begriff "Grunge" innerhalb kurzer Zeit mit bestimmten Merkmalen assoziiert: "For young people caught up in it, grunge meant flannel and long hair accompanied by loud, distorted guitars." (Tow, 2011: 223).

Grunge ist - ebenso wie Rock, Punk und andere - nicht nur als musikalische Praxis zu verstehen, sondern umfasst laut Mark Yarm auch viele andere Praktiken des Alltags, die von den RezipientInnen gelebt werden / worden sind und sich zum Beispiel im Kleidungsstil manifestierten. (vgl. Yarm, 2011: S.344-354). Unter anderem etablierte sich nach einiger Zeit die Grunge-Mode, die stets im Zusammenhang mit bestimmten Kleidungsstücken, beispielsweise Boots und Flanellhemden, stand. Eri Johnson, der im Jahr 1987 ein Konzert der Band Soundgarden veranstaltete, erinnert sich im Folgenden an den spezifischen Look der Band-Mitglieder, welcher kurz darauf modische Maßstäbe setzen sollte:

"I met the Soundgarden guys when I booked them for a show in Ellensburg, in '86 or '87. I remember I took this class on George Orwell in college, and his world is all about the proletariat, the worker guy, and he just describes dirt and grime and these heavy-working situations. Then these guys showed up and they're kind of these strange Orwellian creatures. Matt had a red Volkswagen van and they were all working on the clutch or something, so all of them were under this car working. They all had work pants on and boots rolled up, and Chris looked like he just got done workin' in a steel yard. I thought they looked so cool." (Yarm, 2011: 160)

Die Transformation etwaiger Gebrauchsgegenstände wie beispielsweise der Flanellhemden - das nach und nach mit symbolischem Gehalt aufgeladene Flanellhemd wurde in Seattle seit jeher vor allem aufgrund der klimatischen Bedingungen gerne getragen, außerdem aufgrund der Tatsache, dass es relativ günstig zu erwerben war - erfolgte laut Justin Henderson, der den Aufstieg des Grunge selbst miterlebt hat, primär über Medien (vgl. Henderson, 2011, 34). Er erinnert sich daran, wie mithilfe von Fotografien, die im Laufe der Live-Auftritte entstanden sind, der "ultimative Grunge-Look" kreierte wurde, was der zunächst noch gewünschten Vergrößerung der (zunächst noch relativ kleinen) Szene verhalf:

"Later in 1986, Kim Thayil of Soundgarden introduced Pavitt to Jonathan Poneman; they became partners, turning Sub Pop into real record label, and soon released the first Soundgarden EP, *Screaming Life*. During this period, Charles Peterson tirelessly shot many Seattle bands in concerts at various venues, creating the sense that there was a big scene happening, when in reality these early grunge shows were often played for fewer than a dozen people, half of them members of other bands. But Ponemann and Pavitt, who understood the dynamics of how music scenes can spring up in certain cities and regions, had come up with (or stumbled on to) the idea of creating an image that would somehow encompass the very different types of music being played in Seattle. Utilizing the style of recording and the look of the photos and the clothes - yes, musicians and their audiences often dressed similarly in ragged jeans or shorts over thermal leggings, flannel shirts, big boots or cheap sneakers, and watch caps- they began to create a buzz

around grunge." (ebd.:34)

Sub Pop, "Singles", College Radio und Co.:

Natürlich dürfen im Zusammenhang mit der Entstehung der Subkultur Grunge nicht deren eigentliche Wegbereiter vergessen werden: "Something was in the air that the Sub Pop guys were determined to bottle and sell." (ebd.: 34) Neben dem Fan-Zine und dem Plattenlabel Sub Pop, welche für viele aus Seattle stammende Bands als Sprungbrett zum Erfolg fungierten, betont Musikjournalist Mick Wall auch die Bedeutung der College Radiosender und der unabhängigen Vertrieber, die bereits in der Frühzeit des Punk auf diesen und den neu entstehenden Stil Grunge konsequent aufmerksam machten. (Wall, 1995: 15) Wie aus der verwendeten Literatur hervorgeht, war hier vor allem auch der Film "Singles" prägend, welcher versucht, die junge Szene, die sich in Seattle soeben etablierte, mit fiktivem, jedoch stark an die Realität angelehntem Inhalt vorzustellen. Filmemacher Cameron Crowe entschließt sich 1990, also im Todesjahr des Leadsängers der Bands Malfunkshun und Mother Love Bone, Andy Woods, diesen Film zu drehen. Dieser versucht, ein Porträt der Jugend in den 1990er Jahren zu liefern. Die ProtagonistInnen sind alle Mitte zwanzig und größtenteils damit beschäftigt, mit dem Wirrwarr des eigenen Liebeslebens klarzukommen, zudem sind sie alle auf die eine oder andere Weise in die Musikszene involviert. Die Pearl Jam-Mitglieder Eddie Vedder, Jeff Ament und Stone Gossard spielen im Film jeweils eine Rolle als Mitglieder der Filmband Citizen Dick. Die Bands Soundgarden und Alice in Chains hatten Auftritte im Film, (vgl. Neely, 1998: 69) Crowe erinnert sich im Folgenden an den eingangs erwähnten tragischen Anlass, als er den den Beschluss fasste, "Singles" zu drehen:

"Inside the small house were Andy Wood's friends, his band mates, members of other bands from throughout the city. The same odd look on all their faces - I've never had a close friend die before. And still they kept arriving, these dazed Seattle musicians - a breed all their own, the inspired children of por basketball and Cheap Trick and Led Zeppelin and Black Flag and Kiss. In the coming years, many of the musicians in that room would see success far beyond their early dreams, beyond even the arena dreams of Andy Wood. But that night it was mostly about staying warm, pulling together. It was almost instinctual. And I thought about Los Angeles, where musicians would already have slipped audition tapes into Kelly's [gemeint ist Kelly Curtis, der spätere Manager von Pearl Jam, Anmerkung der Autorin] pocket. I wanted to write something that captured the feeling in that room. Not Andy's story but the story of how people instinctively need to be together. Is anybody truly single? I knew I'd soon be rewriting the rewrite of my script, and I knew I had to direct it, too." (ebd.: 69)

Was Cameron hier anspricht, ist ein durch und durch bemerkenswertes Spezifikum der Musik-Szene Seattles, nämlich der Zusammenhalt - hier allen voran nach dem Drogentod des erst 24-Jährigen Wood - und das tendenziell fehlende beziehungsweise wenig vorhandene Konkurrenzverhalten der Bands untereinander. Dies wurde auch oft in meiner restlichen verwendeten Literatur thematisiert. "By now, it was rare that you

went to a Malfunkshun or Soundgarden show without finding members of Green River or Skin Yard in the audience", so Neely. "A feeling of camaraderie had begun to develop among the half-dozen misfit bands that were thumbing their noses at Seattle's punk-and-rock-don't-mix-mandate." (ebd.: 21)

Bemerkenswerterweise wurde Filmproduzent Cameron Crowe seit jeher als Vertreter der Medien aus den eigenen Reihen angesehen. Mit einer Vielzahl der Seattle-Bands, beispielsweise Pearl Jam, ist er befreundet. Tow zeigt sich davon überzeugt, dass der Film - wohl ungewollt - den Grungelook zunehmend kommerzialisiert hätte: "Singles did create an unfortunate consequence. The film reinforced, or perhaps helped create, the Seattle grunge stereotype. [...] In effect, *Singles* did more to codify the grunge look than any other event." (Tow, 2011: 231). Einige von Tows Interviewpartnern scheinen dies zu bestätigen. Bon Von Wheelie beispielsweise, seinerzeit Schlagzeuger mehrerer Seattle-Bands, berichtet darüber, dass das dezidiert als "Grunge-Look" geltende Outfit ab dem Zeitpunkt, ab dem "Singles" im Kino gespielt wurde, massenweise kopiert und adaptiert worden sei. Er erinnert sich daran, ganz verwundert angesichts der vielen jungen Leute gewesen zu sein, die versucht hätten, dem Look gerecht zu werden:

"One of our friends told us about how this *Singles* movie had come out,' GT drummer Bon Von Wheelie states in an e-mail, 'and suddenly everybody was wearing the uniform of jeans and flannel shirts...We thought whoever told us this story was crazy. So to prove they were just making it up, we sat at the table by the door [of the Off Ramp] and watched people come in. What a laugh riot! There was this sea of young guys sporting the same grunge uniform. It was unbelievable. And we'd never seen these people before. It wasn't like it was anybody we knew...It was just a long line of flannel. I'll never forget it.'" (ebd.: 231)

Tow berichtet über den ausbrechenden "Hype" um die Grunge-Bewegung Anfang der 1990er Jahre. Die Musik sei hier mehr und mehr in den Hintergrund geraten, eher, so der Autor, seien in dieser Phase der Aufstieg und der damit verbundene schnelle Ruhm von Interesse gewesen. Bemerkenswert sind laut Tow in dieser Zeit die vielen jungen Bands gewesen, die nach Seattle gekommen seien, um "entdeckt" zu werden:

"As the hysteria escalated, Seattle's initial bewilderment began to turn to disgust. As word spread that major labels were signing every local band that moved, hordes of young musicians descended on the city, looking to become the next Nirvana or Pearl Jam. The notion of making music for its own sake had evaporated. In its place was a scene entirely based upon fame and riches." (ebd.: 23f.)

Tow spricht insgesamt von einer traurigen Entwicklung, die die Musikszene Seattles umfasst haben soll: "Furthermore, because of the popularity of the major-label version of grunge, local clubs began to focus their lineups on bands that fit the mold", meint er. "People who had been veering into other musical directions through the normal organic process soon found themselves on the outside of things- in their own town." (ebd.: 232) Die Tendenz zur Unifikation barg laut Tow nicht nur die Schwierigkeit für die Bands, die dem Grunge-Schema nicht entsprechen, schwerer Lokale zu finden, um auftreten zu können. Auch bemühten sich manche VertreterInnen, den

InterpretInnen das Erkennungsmerkmal "Grunge" zu verleihen, indem sie auf eine besonders dreiste Weise vorgehen:

"If you didn't fit the mold of what was grunge - let's say from the years '90 through about '95 or '96- if you didn't fall in the Seattle sound mold [...] you were pissed off, because no one knew what to make of you. They used to out stickers on just about everybody's album that said 'This is from Seattle.' And distributors would do that, and labels would do that, just so that they could attract the buyer to the idea that you, you know, 'Hey, here's another one of those Seattle sounds.'" (ebd.: 232)

Tow macht auf die Tatsache aufmerksam, dass manche Bands sich ob dieser Entwicklungen auch unter Druck gesetzt gefühlt hätten, möglichst "grunge-esque" zu klingen, siehe hier: "And there were bands that didn't fit that at all. And so, they were confused. They felt like they were being pressured to make their guitar all distorted, and get someone to scream a little bit less intelligibly than they were." (ebd.: 232) Im Unterschied zu den "independent record labels, which typically loom to support local art, the majors are almost always behind the cultural curve" (ebd.: 233) hätten sich viele "major labels" explizit auf die Suche nach jungen "Grungern" gemacht, um dementsprechend Kapital aus diesen zu schlagen:

"The big labels find out about the next cultural event at around the same time as most of us, and- like the kids coming to Seattle in flannel- they ride into a city hoping to capitalize on what's hot. They send out their A&R reps like armies of ants, hoping to sign up the next big thing. These A&R people typically have little understanding of what actually exists musically within the scene. They want product. They want another Nirvana. They want hooks and looks." (ebd.: 233)

Tow und andere Autoren berichten von oftmaligen Versuchen der großen Musikinstitutionen, Grunge-Mäßiges zu forcieren beziehungsweise zu konstruieren. Wir haben aber wohl schon in den Ausführungen im Text den Aufstieg der Szene als etwas kennengelernt, das eher wie ein "natürlicher" Prozess passiert ist. Die Musik entstand, weil junge Menschen aus sich heraus den Impuls verspürten, diese gemeinsam mit Gleichgesinnten zu machen. Wie Tow und andere aufzeigen, wurde der Grunge-Stil mehr und mehr einer Vielzahl von neuen Bands gewissermaßen aufoktroiert, was die Grunge-MusikerInnen sehr oft verutzte. Wiederum zitiert Tow aus einem Interview:

"As waves and waves of TV crews, music media, and A&R people infiltrated the town, the locals's bewilderment continued. The media horde would hit any place they could dig up a potential rock star to interview. Typical targets included Sub Pop, C/Z Records and the *Rocket*. 'One day we had- like some Italian fashion magazine,' recalls Art Chantry, then the *Rocket's* art director. 'We had some Japanese TV Crew come through. We had the *Christian Science Monitor* come through. [They] came in with their cameras, barked at the front desk, anybody that was wearing flannel and jeans all the sudden got nailed as a rock star. And they wanted to take the pictures and interview them. You know, I got interviewed. It was by somebody who spoke Italian and I didn't speak any Italian. They didn't speak any English. It was ridiculous. We thought it was hilarious. You know, we'd sit there and [say], 'Yeah, yeah, yeah, I'm Nirvana.'" (ebd.: 230)

Ich habe die Ausführungen Tows hier übrigens als Beispiele

angeführt, diese Entwicklungen werden aber in einer Vielzahl von Titeln meiner verwendeten Literatur geschildert. Zusammenfassend kann man wohl sagen, dass der kommerzielle Rummel um die Grunge-Bewegung den meisten VertreterInnen nicht zugesagt haben dürfte. Einige davon, beispielsweise Pearl Jam, legten sich de facto auch mit jenen an, die Profit aus ihrem musikalischem Repertoire schlagen wollen. Nach wenigen Musikvideos beschließen die einzelnen Bandmitglieder, keine mehr zu drehen. Allen voran Lead-Sänger Eddie Vedder weigerte sich konsequent, von Musik-Magazinen interviewt zu werden. Den Höhepunkt erreicht die kommerzielle Entsagung im Jahr 1995, als die Bandmitglieder gerichtlich gegen den Konzertveranstalter Ticketmaster vorzugehen beschließen, da das Monopolunternehmen zu hohe Eintrittspreise verlangen würde.

Was bleibt von Grunge?

Pearl Jam ist eine der Seattle-Bands, die musikalisch noch immer aktiv sind, die aber auch seit jeher versucht, das Grunge-Schema zu durchbrechen und sich vom Begriff des Grunge zu entfernen - unter anderem durch Experimentieren mit verschiedenen Musikstilen von Album zu Album, wie das auch Clarke thematisiert: "Even after so many public *faux pas*, the cancelled gigs, the ticket difficulties and so on, Pearl Jam were still asking their fans, almost recklessly challenging them, to try new sounds and forget their previous favourites." (Clarke, 2011:134)

Als Erben der Grunge-Bewegung werden die VertreterInnen der Britpop-Bewegung gehandelt, wie Clarke im folgenden Exzerpt konstatiert:

"In various ways things were looking bleak commercially. First, the music world had undergone a transformation since the heyday of grunge. In Britain, the poppier and more humorous Britpop had swept back the US invasion that grunge had brought, leaving slacker culture obsolete and unfashionable in the face of the rise of Blur, Pulp, and of course, Oasis. In America, too, the resurgence of lighter pop music had left grunge sounded tired, uninspired and unpopular, as the music world became bored with the often dour Seattle sound." (Clarke, 2011: 138)

Auch in den 2000-Jahren wurden also bestimmte InterpretInnen als Post-Grunge definiert und von den Medien als solche vermarktet. Viele der Menschen, die aber die Szene in ihren Anfängen und Ursprüngen kennenlernen durften, befinden, mit der reinen Energie und dem erfrischenden Sound hätte die weitere Entwicklung nur mehr wenig zu tun. Als Beispiel nenne ich hier die Perspektive des Nirvana-Biographen Everett True, der als Musikjournalist den Aufstieg des sogenannten Grunge seit seinen Anfängen mitverfolgt hat:

"It's kind of ironic that this music I absolutely despised and is anathema to everything I love about music, that is the one music I'm credited with inventing! To me, grunge is another crap musical form that MTV invented. The original grunge, the Sub Pop grunge, had nothing to do with the grunge that became popular, like Silverchair and Puddle of Mudd." (Yarm, 2011: 195)

Büsser übersetzt an folgender Stelle eine Stellungnahme Jack

Endinos, der den "rise_and fall" der Grunge-Bewegung stets beobachtet hatte und folgende Ursachen für das jähe Ende vorfindet:

"Grunge war der letzte Versuch, eine subkulturelle Bewegung nach alten Mustern zu etablieren.[...]Weil die Bewegung aber nicht von einer Szene, sondern von den Massenmedien getragen wurde, musste die Sache scheitern. Vielleicht war dies ja wirklich das allerletzte Aufzucken der Rockmusik." (Büsser, 2013: 176)

Viele gängige Musikrends sind zunächst "im Kleinen" entstanden - "ob Punk oder Techno, ob HipHop oder der frühe Rock, all diese Strömungen haben im Underground begonnen. Als Gegenkultur, als Abgrenzung zur Mainstream-Culture." (Breinl, 2010: 5). Laut Breinl standen hier oft ähnliche Aspekte im Vordergrund: ein Kampf, um sich "Freiräume" zu verschaffen, sei dies oft gewesen, "um die Möglichkeit, sich entfalten zu können, kreativ zu sein, um gemeinschaftliche Projekte, letztlich um ein selbstbestimmtes Leben." Ob Grunge nun wirklich "tot" ist - denn gelegentlich wird dies behauptet - kann und soll hier nicht diskutiert werden. Definitiv aber lässt sich anhand des Beispiel Grunge beobachten, wie aus einer anfänglichen, unverblühten Lust Gleichgesinnter, Musik zu spielen - laut Quellenlage oft ohne besondere Ambitionen, hiermit für den eigenen Lebensunterhalt aufzukommen - durch das Zusammenspiel diverser Faktoren ein Stil oder Modell der Musik "groß" wurde und Seattle - zumindest eine Zeit lang - zu einem der musikalischen Zentren des ausgehenden 20. Jahrhunderts machte. Zu diesen Ingredienzen könnte man allen voran die Fans zählen, die die Stätten der gemeinsamen Rezeption, beispielsweise Lokale und in weiterer Folge Konzerthallen, nutzten, gemeinsame Alltagspraktiken, z.B. Mode lebten, vielleicht auch Themen und Überzeugungen miteinander teilten, außerdem Institutionen wie Plattenlabels, Fan Zines, Lobbies, Transportkanäle wie Medien, aber auch die MusikerInnen selbst, die mit ihrem "neuen" Stil und "revolutionären" künstlerischen Wegen ein apartes Charisma für die HörerInnenenschaft hatten. Jene, die den entstehenden Hype mitbekommen haben, konnten damit nicht immer gut leben, - siehe Anfangszeilen von Mudhoney's Song "Overblown", die da lauten:

"Everybody loves us
Everybody loves our town
That's why I'm thinking lately
The time for leaving is now" (Yarm, 2011: [6])

KAMILA KUSMIEREK

1985 IN DZIERŻONIÓW, POLEN, GEBOREN. DIPLOMSTUDIUM DER VERGLEICHENDEN LITERATURWISSENSCHAFT 2004-2009, ABSCHLUSS MIT DIPLOMARBEIT "DIE ROLLE DES MEDIUMS LITERATUR BEI DER EMANZIPATION DER INDIGENEN BEVÖLKERUNG KOLUMBIEN" 2009, 2010 UNTER DEM TITEL: "SCHAFFT LITERATUR SELBSTBEWUSSTSEIN? IHRE ROLLE BEI DER EMANZIPATION DER INDIGENEN BEVÖLKERUNG EUROPAS" IM VDM-VERLAG, ERSCHEINEN. STUDIENAUFENTHALTE IN ECUADOR UND KOLUMBIEN (2008-2009), GEGENWÄRTIGES DISSERTATIONSPROJEKT: "I'M YOUR MAN- ZUR REZEPTION DES WERKES VON LEONARD COHEN IN DER VOLKSREPUBLIK POLEN UND DER DDR", VORTRÄGE DAZU IN NICOSIA, HONGKONG UND WIEN, VGL. PRO

SCIENTIA READER 2014. BACHELORSTUDIUM DER KULTUR- UND SOZIALANTHROPOLOGIE 2010-2013, ABSCHLUSSARBEITEN: "SMELLS LIKE TEEN SPIRIT. ODER: WIE ENTSTEHT EINE JUGENDKULTUR? ERÖRTERUNG DIESER FRAGE ANHAND DES BEISPIELS 'GRUNGE'.", "GRIECHENLANDKRISE EINMAL ANDERS? ANSICHTEN UND PERSPEKTIVEN EINIGER BETROFFENER AUFGEZEIGT AM BEISPIEL EINER FELDFORSCHUNG". BERUFLICH TÄTIG IN DER KUNSTVERMITTLUNG DER WIENER ALBERTINA, PRO SCIENTIA GEFÖRDERTE SEIT 2013.

Bibliographie:

- BENZINGER, Olaf. 2002. Rockhymnen. Das Lexikon. Bärenreiter. Kassel.
- BREINL, Christiana. 2010. Free Parties for Free People. Die geschichtliche Entwicklung der Free Tekno Bewegung und ihre soziokulturelle Transformation. Diplomarbeit. Universität Wien.
- BRZOZOWSKI, Jacek. 2004. Popkultur der 90er Jahre am Beispiel der Techno- und Grunge-Kultur. Hausarbeit. Grin Verlag. München. Ravensburg.
- BÜSSER, Martin. 2013. On The Wild Side. Die wahre Geschichte der Popmusik. Ventil Verlag. Mainz.
- HENDERSON, Justin. 2010. Grunge Seattle. Music Place Series. Berkeley.
- HOLERT, Tom / TERKESSIDIS, Mark. 1996. Einführung in den Mainstream der Minderheiten. In: GOER, Charis / GREIF, Stefan / JACKE, Christoph (Hrsg.) 2013. Texte zur Theorie des Pop. Reclam Verlag. Stuttgart.
- GREIL, Marcus. 1996. Lipstick Traces. Von Dada bis Punk- eine geheime Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts. Aus dem Englischen übersetzt von Hans M. Herzog und Fritz Schneider. Rowohlt Verlag. Reinbek bei Hamburg.
- NEELY, Kim. 1998. Five Against One. The Pearl Jam Story. Penguin Books. New York. London. Toronto.
- SANTIAGO-LUCERNA, Javier. 1998. Frances Farmer will have her revenge on Seattle. Pancapitalism and alternativ rock. In: EPSTEIN, Jonathan. (Hrsg.) 1998. Youth Culture: Identity in a Postmodern World. Blackwell. Oxford.
- TOW, Stephen. 2011. The Strangest Tribe. How a Group of Seattle Rock Bands Invented Grunge. Sasquatch Books. Seattle.
- WALL, Mick. 1994. Pearl Jam. Alive. Aus dem Englischen übersetzt von Thomas Baumann. Hannibal Verlag. St. Andrä-Wördern.
- YARM, Mark. 2011. Everybody loves our Town. An Oral History Of Grunge. Three Rivers Press. New York.

Theresa Elisabeth Rosinger-Zifko, Graz/Wien

Dissertationsprojekt als Modell

Ein Erfahrungsbericht über Arbeitsphasen einer Dissertation

Zu Beginn die Literaturrecherche, dann das Verfassen erster Konzepte, der Besuch von Kursen und Kolloquien, die Präsentation des Vorhabens auf Tagungen und schließlich die finale Schreibe: Theoretisch ist solch ein geradliniges Arbeitsmodell erstrebenswert, in der Praxis ist es durch abwechslungsreiche Höhen und Tiefen bereichert, die – wie ich zeigen werde – einen ungeahnten Mehrwert bringen. Heute spreche ich über diese Absonderlichkeiten, frage danach, weshalb gerade sie der Arbeit förderlich waren und welche *lessons learned* ich dank ihrer für meine zukünftige Forschung mitnehme.

Vor rund drei Jahren inskribierte ich für das Doktoratsstudium Philosophie im Fach Geschichte und war fest davon überzeugt, konsequent und effektiv zu arbeiten sowie ebenso rasch zu dissertieren. An dem Plan hielt ich fest. Unmittelbar nach meiner Inskription war ich mit Warnrufen aus meinem Bekanntenkreis konfrontiert: *Achtung, du wirst eine ganz andere Seite an dir kennenlernen.* – oder auch – *Schau bloß, dass du tatsächlich abschließt.* Zunächst dankte ich für die humorvollen Kommentare, bald erstarkten Zweifel: Sofern diese Andeutungen ein Quäntchen Wahrheit in sich trugen, sollte ich dann meinen Entschluss, in einem Bereich Expertise erlangen zu wollen, nicht besser überdenken? Ein Blick in die einschlägige Literatur brachte mich Ratgebern, Berichten und Checklisten über das „Einzelkämpferprojekt“¹ >>Dissertation<< näher. Ich las über Isolationsphasen, Resozialisierungsphasen und diverse Krisen. Letztere, die sich in Anfangs-, Mittel- und End-Krise unterscheiden lassen, trafen auch mich.

Die Anfangskrise stand rasch vor der Tür. Bald freute ich mich nicht mehr *auf*, sondern erschreckte vor Veranstaltungen wie „Die lange Nacht der aufgeschobenen Hausarbeiten“. Später wusste ich nicht gegen welche Leiden die Stelle „DocService“ Hilfe anbot, meldete mich mit flauem Gefühl im Magen für Lehrveranstaltungen wie „Herausforderung Dissertation“ und „Kommunikationstraining für Doktoratsstudierende“ an – *als wenn die Spezies der Doktoranden eine eigene Sprache spräche.* Was sollte noch auf mich zukommen?

Die zweite Phase - die „Mittel-Krise“ - war retrospektiv gesehen die aktivste, zumal ich in die Forschung vertieft, weder zurückgehen, noch ein Ende erblicken konnte. In dieser Zeit entstand ein Meer an bunten Post-its, die ich in dem Irrglauben verteilte, sie alle wieder zur Hand nehmen und eifrig reflektieren zu wollen. Erfreulich gestalteten sich neue Kontakte mit jungen Kolleginnen und Kollegen, die ich auf Forschungsreisen im In- und Ausland, in Archiven, auf Tagungen und in Workshops kennenlernte. In Gesprächen mit ihnen erfuhr ich, dass meine Kolleginnen und Kollegen ebenso wie ich die berufliche Zukunft verhältnismäßig wage beschreiben und über „das Leben danach“ nur mutmaßen konnten. Ich stellte außerdem fest, dass der Frage nach dem „Arbeitsfortschritt“ höchst unterschiedliche Reaktionen folgten: Strategische Arbeitspläne zu konzipieren war die eine Sache, sie zu realisieren anscheinend eine andere.

Der Forschungsalltag verlief verhältnismäßig monoton. Als Höhepunkte bezeichnete ich Momente wie etwa jenen, als mich im Staatsarchiv ein fröhliches Jauchzen eines Kollegen am Nebentisch aus meinem Lesefluss riss, weil ihm beim Öffnen eines Kartons handschriftlicher Quellen ein Ton des Entzückens entwischt war. Dass die gefundenen Schriftstücke für seine Forschung wesentlich waren, war nicht nur mir, sondern seiner näheren Umgebung sodann bewusst. So bizarr dies klingt, ich konnte ihm nachfühlen, hatte ich mich doch jüngst in einer vergleichbaren Situation über einen Brief, den Brief vom 23. Juni 1921, den ich schon seit längerem zu finden hoffte, aufrichtig gefreut. Neben diesen inhaltlichen Höhepunkten erfreuten mich organisatorische Fortschritte, zumal mein Projekt - insbesondere die zeitintensiven Archivarbeiten - nach strategischer und finanzieller Optimierung verlangte. Zu den strategischen Vorteilen kann ich heute die Erkenntnis zählen, Dokumente im Archiv entweder früh am Morgen, exakt zur Mittagszeit oder kurz vor Schließung der Lesesäle zu kopieren, da zu diesen Zeiten die Kolleginnen und Kollegen entweder noch nicht im Haus waren oder es zum Mittagessen verlassen hatten – manche blieben ihnen danach fern. Somit stand der Kopiererraum leer und ich musste weder mit einer langen Wartedauer rechnen, noch war ich zu hastigen Kopierintervallen gedrängt. Finanziell lohnte es sich für mich, auf analoge Kopien zu verzichten und stattdessen digitale Scans anzufertigen, denn diese waren nicht nur kostengünstiger, sondern halfen dabei, die Frage über die fortdauernde Lagerung der Kopien im Dickicht der stetig wachsenden Privatbibliothek zu lösen – *die Dankbarkeit meines Mitbewohners war mir damit ebenfalls gewiss.*

Diese äußerst abwechslungsreiche Recherchephase ging über in eine verhältnismäßig monotone Endphase: der Schreibprozess. Diese Zeit bestand aus Schreibzeiten, Minuten der Nahrungsaufnahme und Schlafsituationen. In dieser Zeit sank der Sozialkontakt rapide, dagegen stiegen Gelenksbeschwerden im Rücken und in den Unterarmen sowie meine Dioptrie-Werte erschreckend rasch an. Belanglos wurde Wissen über den aktuellen Wochentag, sogar das Tagesgeschehen rückte aus meinem Blickfeld. Dieser Zustand störte mich anfangs kaum, als ich jedoch einen Brief am Postamt auf das Jahr 1914 anstelle von 2014 datierte, war ich dezent besorgt - der Postler ebenso. Zudem änderte sich in diesen Wochen mein Gemütszustand des Öfteren und erinnerte mich allzu oft an das Abenteuer Achterbahn. Hilfe fand ich nur noch auf der Website *phdcomics*.² In der seltsamen Welt „da draußen“ schienen tatsächlich Zeit- und Leidensgenossen zu existieren, die ähnliche Selbstzweifel plagten und die bereit waren und es verstanden, diese in Cartoons zu visualisieren. Wie schlimm mein seelisches Tief auch war, irgendein Cartoon verstand mich und ja, das half mir weiter.

Darüber hinaus fragte ich mich, ob einer dieser Zeitgenossen ebenfalls zur Einsicht kam, dass ein aus dem Internet heruntergeladener und gespeicherter Artikel mit diesem

Vorgang nicht auch schon gelesen ist. Vielleicht kämpfte auch er mit der Versionierung von Word-Dokumenten, die bereits das Wörtchen „final“ im Titel trugen. Eventuell litt auch er aufgrund erhöhtem Koffein- und Zuckerkonsum unter Augenzucken und Schlaflosigkeit. Retrospektiv gesehen waren es vermutlich diese Höhen und Tiefen, die mich in den letzten Jahren weitgehend formten.

Zu einer stabilen Form kam meine Arbeit letztlich nicht nur dank meiner zweifellosen Affinität für sie und meiner Leidenschaft für die Achterbahn, sondern aufgrund dreier Fähigkeiten, die ich in den letzten Jahren erlernte: Organisationsfähigkeit, Teamarbeit und Selbsterkenntnis. Forschung zu betreiben inkludiert erstens nicht nur die Fähigkeit ein Thema wissenschaftlich nachvollziehbar bearbeiten zu können, sondern sich als Forscherin oder Forscher selbst zu organisieren: Das beginnt beim geschickten Kofferpacken, erstreckt sich über die rechtzeitige Bestellung von preiswerten Spar-Tickets der Bahn bis hin zur Führung und Aktualisierung eines ausgeklügelten Thesaurus für die zahlreichen Vermerke und Publikationen im favorisierten Literaturverwaltungssystem. Forschung zu betreiben bedeutet für mich zweitens kein Einzelkämpferprojekt zu verfolgen, zumal ein Dissertationsprojekt als ein Ein-Personenunternehmen nicht überlebensfähig ist. Erst der Austausch mit Kolleginnen und Kollegen, die ersten „wissenschaftlichen“ Tanzversuche auf dem internationalen Parkett und die realistische Einschätzung des eigenen Leistungsvermögens sowie die realistische und somit bescheidene Positionierung im Forschungsfeld bringt das Projekt zu einem erfolgreichen Ende. Diese intensive Forschungszeit war für mich drittens nicht nur aus wissenschaftlicher Perspektive gewinnbringend. Sie half mir persönlich meine Arbeitsweise zu optimieren, meine Kontaktfreudigkeit zu prüfen, meine Präsentationsfähigkeiten zu schulen und unterwies mich darin, Kritik sachlich zu nehmen und produktiv zu nutzen.

Alles in allem mag es viele Ratgeber, Entwürfe oder Modelle für ein vorbildliches Forschungsprojekt geben, aber letztlich bleibt es eine individuelle Reise mit zahlreichen Höhen und Tiefen. Und jetzt - „am Ende der Endphase“ - weiß ich, wohin die nächste führt.

THERESA ELISABETH ROSINGER-ZIFKO

GEB. 1984 IN WIEN, MATURA IN KLAGENFURT, DIPLOMSTUDIUM GESCHICHTE MIT DEM FÄCHERBÜNDEL KULTURMANAGEMENT IN GRAZ UND UPPSALA, MASTERSTUDIUM AUSSTELLUNGS- UND MUSEUMSDESIGN AN DER FH JOANNEUM GRAZ, SEIT 2012 DOKTORATSSTUDIUM DER PHILOSOPHIE AN DER KARL-FRANZENS-UNIVERSITÄT GRAZ, TITEL DER DISSERTATION „WEM GEHÖRT DAS OBJEKT? ARCHÄOLOGISCHE SAMMLUNGEN UND IDENTITÄTSSTIFTUNG IN TRANSNATIONALEN RÄUMEN“. FORSCHUNGSSCHWERPUNKTE: ZEITGESCHICHTE, MUSEOLOGIE, DESIGN. PRO SCIENTIA GEFÖRDERT SEIT 2014.

¹ Kaufmann 2012. „Vom Doktorand von Alcatraz“ im WWW unter der URL: <http://www.spiegel.de/karriere/berufsstart/neun-tipps-zur-promotion-a-836463.html> [Stand: 01.07.2015].

² Siehe im WWW unter der URL: <http://www.phdcomics.com/comics/archive.php?comicid=1427> [Zugriff: 10.08.2015].

